Von der Wiege der Weser bis nach Bodenwerder

Zu Besuch in drei Städten, zwei Wanderärzten und dem Meister der Fabulierkunst

Links: „Wo Werra und Fulda sich küssen, sie ihren Namen büßen müssen. Und hier entsteht durch diesen Kuss, deutsch bis zum Meer, der Weserfluss.“ Diesen am 31. Juli 1899 in Stein gehauenen Satz, musste ich mir als Schulkind einprägen . . . und habe ihn bis heute behalten. Gestiftet wurde der 70 Zentner schwere Brocken 1899 vom Mündener Unternehmer Carl Natermann und seinem Sohn, der auch den bekannten Spruch dichtete. Der aus Süßwasserquarzit bestehende Stein ist seitdem Anziehungspunkt für Sehleute, die den Geburtsort der Weser, die nach mehr als 450 Kilometern bei Bremerhaven in die Nordsee mündet, besuchen möchten. Rechts: Nur wenige Meter neben dem Weserstein von 1899 steht seit 2000 ein neuer. Auf ihm ist eine Inschrift, auf dem Nedko Solakov auf humorvolle Weise über den Zusammenfluss von Fulda und Werra berichtet. Die Installation des neuen Wesersteins erfolgte im Rahmen eines Außenprojekts der EXPO 2000 in Hannover. Der alte und der neue Weserstein befinden sich am Rande des Wohnmobilstellplatzes Tanzwerder am Zusammenfluss von Werra und Fulda, wenige Gehminuten von der Hann. Mündener Altstadt entfernt.

Dr. Eisenbarth Und noch etwas geht mir nicht aus dem Sinn, wenn ich an Hann. Münden denke: Dr. Eisenbarth, einer der berühmtesten Wanderärzte der Barockzeit, und der Spruch „Ich bin der Doktor Eisenbarth, kurier die Leut’ nach meiner Art . . .“ Johann Andreas Eisenbarth (auch Eisenbart, Eysenbart, Eysenparth; wurde am 27. März 1663 in Oberviechtach geboren; starb am 11. November 1727 in Münden und war ein deutscher Handwerkschirurg, der durch seine Heilerfolge als Wundarzt und Starstecher landesweit großen Ruhm erlangte. In Preußen wurde er wegen seiner augenärztlichen Leistungen vom „Soldatenkönig“ Friedrich Wilhelm I. zum Hofrat und Hof-Augenarzt ernannt.

Um Dr. Eisenbarth – und nicht nur ihn – zu erleben, haben wir uns eine Woche Zeit genommen. Geholfen und schlau gemacht hat uns für diese interessante Tour u. a. die Seite der „Erlebnisregion Hann. Münden“, Historisches Weserbergland, Wikipedia und der „Weserbergland Tourismus“. Dafür herzlichen Dank.

Heute ist Johann Andreas Eisenbarth vor allem deshalb bekannt, weil rund 70 Jahre nach seinem Tod ein Göttinger Student, von dem nur der Biername Perceo („Zwerg“ bzw. „Kleinwüchsiger“) überliefert ist, ein Trink- bzw. Spottlied verfasste. Als Studentenlied machten Text und Melodie ab ca. 1800 in zahlreichen Abwandlungen die Runde durch die Studentenverbindungen der deutschen Universitäten. Darüber ist weitgehend in Vergessenheit geraten, dass die chirurgischen Eingriffe von Johann Andreas Eisenbarth noch 25 Jahre nach seinem Tod durch den Begründer der wissenschaftlichen Chirurgie in Deutschland, Lorenz Heister, als mustergültig gewürdigt wurden.

Eisenbarth wurde zwischen 1686 und 1715 von zahlreichen Landesherren mit Privilegien ausgestattet, die es ihm ermöglichten, als Landarzt „in einem zusammenhängenden Gebiet von – selbst für heutige Begriffe – ungeheurem Ausmaß tätig zu werden, ohne bei seiner Reisetätigkeit von Landesgrenzen behindert zu werden und damit ohne die sonst üblichen Zölle für seine mitgeführten Arzneimittel zahlen zu müssen.“ Dies ermöglichte es ihm, die rund 20 in seiner Magdeburger Manufaktur produzierten Heilmittel so gewinnbringend zu vertreiben, dass er zeitweise mit 120 Helfern von Ort zu Ort ziehen und als einer der ersten Ärzte in Deutschland Flugblätter und in Zeitungen Inserate als Werbemittel nutzen konnte.

Der junge Eisenbarth wurde wie damals üblich am Tag seiner Geburt in der katholischen Pfarrkirche S. Johannis Baptistae (St. Johannes des Täufers) in Oberviechtach in der Oberpfalz getauft. Er war das dritte Kind seines Vaters, des Bruchschneiders (Chirurg für Leistenbrüche) und Okulisten (Augenarzt) Matthias Eisenbarth (1627–1673) und dessen Ehefrau Maria Magdalena geb. Schaub. Sein Großvater Wilhelm Eysenbart (um 1588–1646) stammte vermutlich aus Unterkochen und war als Spitalknecht (Arbeiter in einem Alten- und Armenhaus) in Dinkelsbühl beschäftigt. Durch seine Nebentätigkeit als Sauschneider sowie – laut Angaben von Johann Andreas Eisenbarths Vater – als Chirurg kam Wilhelm Eysenbart zu einigem Wohlstand.

Unmittelbar nach dem frühen Tod seines Vaters wurde Johann Andreas 1673 – im Alter von zehn Jahren – in die Obhut seines Schwagers Alexander Biller, des Gatten einer älteren Schwester, gegeben. Biller praktizierte damals in Bamberg als Okulist, Steinschneider und Bruchschneider. Aufgrund der verwandtschaftlichen Beziehungen musste die nach dem Tod ihres Mannes mittellos zurückgebliebene Mutter für Johann Andreas kein Lehrgeld für dessen Ausbildung in der Kunst des Chirurgen und der Wundarzneikunde zahlen. Anfang der 1690-er Jahre wurde Biller aufgrund seiner guten chirurgischen Leistungen, „in der Churfürstl. Bayerischen Residentz München, verordtneter Landschafft Stadt, undt Hospithal Arzt“.

Unterbrochen von einem halbjährigen Klosteraufenthalt führte Johann Andreas Eisenbarth nach insgesamt zehnjähriger Ausbildung und der anschließend vorgeschriebenen Wanderzeit 1684 in Laufen bei Salzburg sein „Probierstück“ des Handwerkschirurgen vor: ein Starstich bei einem 50-jährigen Mann. (Mit einer Nadel verschob der Arzt die kranke Linse im Auge des Patienten, so dass dieser wieder einen Teil seiner Sehkraft zurückerlangte. Die Kranken wurden bei vollem Bewusstsein operiert; denn der Chirurg wollte einen wachen Patienten vor sich haben, so dass er sich sicher sein konnte, dass der Patient noch lebte.) Nach diesem ,,Probierstück“ blieb Eisenbarth ein weiteres Jahr bei seinem Schwager in Bamberg und ging 1686 nach Altenburg, der Residenzstadt der Herzöge von Sachsen-Gotha-Altenburg. Nach seinem Umzug von Bamberg nach Altenburg arbeitete Eisenbarth zunächst bei dem Handwerkschirurgen-Meister Johann Heinigke, von dem er sich aber bereits ein halbes Jahr später wieder trennte.

Am Marktplatz in Altenburg eröffnete er eine eigene Praxis, was aber – belegt durch einen Denunziationsbrief vom 8. Juni 1686 an den Herzog – umgehend auf die Missgunst seiner schon länger ortsansässigen Kollegen stieß: Zeitlebens verzichtete Eisenbarth auf die Meisterprüfung, vermutlich wegen der hohen Prüfungsgebühren. Dies hatte jedoch zur Folge, dass er auch „später immer wieder Konflikte mit seinen zünftigen Standeskollegen austragen und sich den Prüfungen der Medizinalbehörden stellen“ musste, sich zunächst nirgends als selbständiger Handwerkschirurg niederlassen konnte und daher gezwungen war, als Wanderarzt umherzuziehen.

In Altenburg trat Eisenbarth am 27. Juni 1686 zum evangelischen Glauben – der Staatsreligion im Herzogtum – über, „vermutlich aus wirtschaftlichen Gründen“. Mit Erfolg und dank der Unterstützung durch eine wohlwollende Stellungnahme des Stadtrats von Altenburg erteilt ihm Friedrich von Sachsen-Gotha-Altenburg am 26. August 1686 das Privileg, in den Städten und Dörfern des Herzogtums als Okulist, Stein- und Bruchschneider tätig zu werden. Dank dieser herzoglichen Erlaubnis ist zugleich belegt, dass Eisenbarth „in seiner Kunst der Augen-Curen, Stein, Krebß und Bruchschneidens zur genüge erfahren“ war und bis dahin in Altenburg bereits 30 Personen erfolgreich operiert hatte. Die erfolgreiche Überprüfung seiner Operationstechniken durch zwei herzogliche Ärzte, unter anderem bei einem Hodensackbruch, und das herzogliche Privileg hatten zur Folge, dass Eisenbarth nunmehr – wie damals für umherziehende Handwerkschirurgen üblich – auf den Jahrmärkten und mit Bewilligung der jeweiligen Stadtbehörden auf allen Wochenmärkten des Herzogtums seine chirurgische Tätigkeit ausüben und außerdem seine selbstgefertigten Wundsalben verkaufen durfte. Allerdings wurde ihm untersagt, innerlich anzuwendende Arzneimittel zu vertreiben – die Innere Medizin oblag damals allein jenen Ärzten, die ihren Abschluss (den Doktor-Grad) an einer Universität gemacht hatten; umgekehrt betätigten sich diese akademisch ausgebildeten Ärzte nicht als Chirurgen und Wundheiler.

Als herzoglich privilegierter Landarzt konnte Eisenbarth nun mit einem gesicherten Einkommen rechnen. Am 26. August 1686 heiratete er in der Altenburger Brüder-Kirche die Tochter seines Kollegen, Catharina Elisabeth geb. Heinigke. Aus dieser Ehe gingen bis 1706 sieben Kinder hervor, von denen drei Söhne bereits im Kindesalter starben. „Die Paten sind Adelige, hohe Beamte und wohlhabende Bürger“, die das hohe Ansehen belegen, das sich Eisenbarth erworben hatte. Unmittelbar nach der Hochzeit bereiste er die nähere Umgebung von Altenburg und behandelte Patienten in Gera, Haselbach, Saara, Ronneburg, Schmölln und Leipzig, später auch in Zwickau, zumeist – wie damals üblich – in einem Zelt oder einer Bude auf dem Marktplatz. „Bis zum Frühjahr 1688 heilt Johann Andreas Eisenbarth im Altenburgischen über 200 Patienten von Brüchen, Blindheit (Starleiden), Hasenscharten und Krebsgeschwüren.“

Im März 1688 verließ Eisenbarth das Herzogtum Sachsen-Gotha-Altenburg und ließ sich in Weimar nieder. Eisenbarths Ruf als guter Wundarzt war ihm vorausgeeilt, sodass er in Weimar und im nahen Buttstädt zahlreiche Patienten behandeln durfte. Bereits am 10. Mai 1688 erhielt Eisenbarth auf seinen Antrag hin sein zweites Privileg, ausgefertigt im Namen von Herzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar und gültig für die beiden Herzogtümer Sachsen-Weimar und Sachsen-Jena. In diesem Privileg wurde Eisenbarth bescheinigt, „uf eine besonders geschwinde arth, auch ohne große schmerzempfindung“ zu operieren. Zugleich wurde ihm in diesem Privileg erlaubt, seine Arzneimittel öffentlich anzubieten (also legal in Konkurrenz zu den örtlichen Apothekern zu treten), auch außerhalb der Jahr- und Wochenmärkte zu praktizieren – und vor allem: Es legte fest, „daß neben Ihme kein ander von dergleichen Wissenschaft und Profession in den Landen der Fürstenthümer Weimar und Jena öffentlich auf den Wochen-Märckten noch auch außerhalb derselben auftreten noch sich sothane Gebrechen zu curieren und zu heilen unterfangen dörfe“.

Bereits am 18. Februar 1689 konnte Eisenbarth seinen Wirkungsraum erneut erweitern: Seinem Antrag auf ein Privileg für das benachbarte Erfurt wurde durch den 4. Statthalter Erfurts, Erzbischof Anselm Franz von Mainz, stattgegeben. Diese weit reichende Erlaubnis ermöglichte es ihm, „so wohl in unserer Stadt Erffurth als in andern unsern Landen auf offenen Wochen- und Jahrmärckten gegen billige (angemessene) Belohnung ungehindert“ zu praktizieren; ferner dürfe er „dabey seine Wahren öffentlich verkaufen, dergleichen aber keinem andern erlaubet werden möchte“. Auch dieses Privileg sicherte Eisenbarth somit eine Monopolstellung auf den Märkten in Erfurt und in den ländlichen Besitztümern des gesamten Erzbistums Mainz. Auferlegt wurde ihm vom Erzbischof, die Armen umsonst zu kurieren und „sich alhier in die Bürgerschafft einzulassen“. Eisenbarth kam dieser Aufforderung umgehend nach, wurde im März 1689 Bürger von Erfurt, behielt aber seinen ständigen Wohnsitz in Altenburg bei. Seine Einbürgerung ist im Ratsprotokoll verzeichnet mit dem Eintrag „Dr. Eisenbart, ein Bruchschneider“. Eisenbarth selbst benutzte aber auch weiterhin nicht den (ihm auch nicht zustehenden) Doktorgrad, sondern nannte sich mit behördlicher Erlaubnis nunmehr Stadtarzt von Erfurt.

In seiner Dissertation „Der Landarzt und Arzneimittelfabrikant Johann Andreas Eisenbarth (1663–1727)“ bezeichnete der Arzt Karl Hieke im Jahr 2001 die Anzahl der Privilegien, die Eisenbarth erwerben konnte als „beispiellos“: Die zehn Dokumente galten zunächst für Sachsen-Gotha-Altenburg (1686), Sachsen-Weimar und Sachsen-Jena (1688) sowie für Erfurt und das Kurfürstentum Mainz (1689). Es folgten: das Kurfürstentum Sachsen nebst dessen zugehörigen Ländern (1694), hierzu gehörte ab 1697 auch das Königreich Polen; Oberschlesien und Niederschlesien (1697), ausgestellt vom kaiserlichen Oberamt Breslau; Brandenburg (1697); Hessen-Kassel (1704); Preußen (1707/08 und erneut 1714/15); Braunschweig-Lüneburg (1710) mit Hannover und Niedersachsen, weswegen sich Eisenbarth nach der Begründung der Personalunion mit Großbritannien ab 1714 auch „Königlich Großbritannischer Landarzt“ nennen konnte; und schließlich Sachsen-Saalfeld und Sachsen-Meiningen (1713). Die ihm erteilten Privilegien ermöglichten es Eisenbarth schließlich, weite Teile des damaligen Heiligen Römischen Reichs ohne Rücksicht auf Zollschranken – und damit verbundene Abgaben auf mitgeführte Waren – zu bereisen.

Von besonderer Bedeutung war für Eisenbarth das Privileg vom 25. März 1707 für Preußen, persönlich unterzeichnet von König Friedrich I., das es ihm nunmehr auch erlaubte, seine „Medicinalia“ zu verordnen „ohne dass Ihme von denen Medicis Apothekern, und sonsten jemand, darunter einige hinderung geschehe“, und zwar „bey all denen sich Ihme anvertrauenden Patienten frey und ungehindert innerlich und euserlich“; ferner, dass er „auch dieselbige allen und jeden, die sie verlangen, Verkauffen und ver-

schicken möge.“ Auf diese Weise durfte Eisenbarth mit seinen Heilmitteln legal in Konkurrenz sowohl zu den Apothekern treten als auch zu den akademisch ausgebildeten Internisten, denen allein bis dahin das Vorrecht zugekommen war, innerlich wirksame Arzneimittel zu verordnen und zu vertreiben. Das Privileg wurde am 25. März 1708 erneuert und nach dem Tod von Friedrich I. von dessen Nachfolger Friedrich Wilhelm I. am 29. Juni 1715 bestätigt.

Die Privilegien waren zugleich ein Qualitätsnachweis, der es Eisenbarth auch andernorts ermöglichte, seinem Handwerk nachzugehen. Die Landesfürsten des deutschen Reiches erteilten solche Arbeitserlaubnis-Bescheinigungen für Handwerkschirurgen nur, nachdem diese von Hofärzten und Physikern (Amtsärzten) auf ausreichende theoretische Kenntnisse und handwerkliche Fähigkeiten geprüft worden waren. Hintergrund dieser Regelung war, dass im 17. und 18. Jahrhundert vor allem die Versorgung der ländlichen Bevölkerung nicht gesichert war. Denn die Handwerkschirurgen ließen sich wegen der besseren Verdienstmöglichkeiten vorzugsweise in den dichter besiedelten Städten nieder. Auf dem Land tummelten sich zahllose Quacksalber, das Handwerk des Chirurgen wurde dort auch von Schmieden und Scharfrichtern ausgeübt. Da die Zunft der Bader und Barbiere, der die Handwerkschirurgen angehörten, den Zuzug neuer Kollegen in den Städten begrenzte, sicherten die Privilegien einem Handwerkschirurgen, der sich mangels freier Chirurgenstellen nicht niederlassen konnte, ein Auskommen als umherziehender Landarzt.

Den Höhepunkt seines Ruhmes als Chirurg erlebte Johann Andreas Eisenbarth im Jahr 1716. Nachdem er in Berlin, Stargard und Stettin praktiziert hatte, war er Anfang Februar auf dem Weg nach Münster, als ihm in Magdeburg ein persönlicher Befehl des preußischen Königs Friedrich Wilhelm I. überbracht wurde: Er habe „sich alsofort nach Stargard zu begeben, Woselbst er sich beym Obristen Lieutenant Von Grävnitz“ melden möge, „welcher einen Schaden ans Auge bekommen“ habe, gegenüber welchem er „seinen äußersten Fleiß anwenden soll, solchem wieder zu helffen.“ Von allen Chirurgen Preußens wurde er demnach als der fähigste angesehen, dem Offizier zu Hilfe zu eilen: Eisenbarth entfernte mit Erfolg eine Kugel, die am rechten Auge in den Kopf eingedrungen war und am linken Auge herausgeschnitten werden musste. Ihm ist die Priorität der erfolgreichen Therapie der Sympathischen Ophthalmie zuzuschreiben. Zum Dank wurde Eisenbarth Anfang 1717 zum preußischen Hofrat und Hof-Augenarzt ernannt.

Der Eisenbarth-Biograf Eike Pies stellt in seinen Publikationen wiederholt heraus, dass Eisenbarth – im Unterschied zu anderen landfahrenden Ärzten – wiederholt und in kurzen Abständen die gleichen Orte aufsuchte und so lange blieb, bis auch die Phase der Rekonvaleszenz seiner Patienten abgeschlossen war. Dies sei zum einen Beleg für die Sorgfalt, mit der Eisenbarth seine Patienten auch nach einer Operation wundärztlich versorgte; zum anderen für die hohe handwerkliche Qualität seiner Eingriffe, da er so wenige Fehlschläge zu verzeichnen hatte, dass er es sich erlauben konnte, längere Zeit am gleichen Ort tätig zu sein und bald darauf erneut zu erscheinen.

Gleichwohl gab es auch Operationen mit tödlichem Ausgang. Nachdem Eisenbarth am 10. September 1714 in Bremen bei einem 13-jährigen Knaben einen Blasenstein entfernt hatte, starb dieser zwölf Tage später. Und am 23. Oktober 1723 operierte er in Königsberg ein sechsjähriges Kind wegen eines Blasensteins, das sieben Tage später wegen einer Entzündung des Bauchfells verstarb. Beide Fälle – die einzigen dokumentierten Fehlschläge bei Blasenstein-Entfernungen – wurden amtlich untersucht und blieben den Archivalien zufolge offenbar folgenlos für Eisenbarth. Während nahezu 150 Bruchoperationen durch Quellen als belegt gelten, sind bislang keine „Kunstfehler“ bei diesen Operationen bekannt geworden; einzige Ausnahme ist der amtlich untersuchte Fall eines Kindes, das 1686 in Altenburg nach einer Bruchoperation verstarb, möglicherweise aber nicht an deren Folgen.

1721 starb in Magdeburg seine Frau Catharina Elisabeth, mit der er 35 Jahre lang verheiratet gewesen war. Ein Jahr später heiratete er zum zweiten Mal, und zwar die Witwe eines Kollegen aus Arendsee. Über sie und die offensichtlich unglückliche Ehe schrieb er in seinem Testament, dass „dieselbe bey meiner großen schwachheit, da Ich vom Schlage gerühret, mir wenig Gutheit erwiesen, Ja gar eins mahls ohne eigene Uhrsache von mir gegangen und Ich Ihr zu Ihrer Wiederüberkunfft 20 Reichsthaler schicken müßen, dannoch immer gedrohet wieder von mir zugehen, wan es nicht gleich nach Ihren Sinn und Kopffe hat gehen wollen“. Weder hat sie sich demnach um ihren im Alter kränklich gewordenen Mann gekümmert, noch hielt sie es mit der ehelichen Treue allzu genau.

Als Eisenbarth 1725 noch einmal Frankfurt am Main besuchte, plagte ihn bereits die Gicht, und er hatte offenbar bereits einen ersten Schlaganfall erlitten. Trotz Unterstützung durch seinen jüngsten Sohn Adam Gottfried, der dem Vater inzwischen bei schwierigen Operationen assistierte, häuften sich aber die handwerklichen Fehler. In Bremen wurde ihm daher 1726 erstmals eine Genehmigung zum Praktizieren verweigert. Ende August 1727 wohnte Eisenbarth auf der Durchreise in Göttingen im Gasthof „Zum schwarzen Bären“, wo es ihm offenbar so schlecht ging, dass er am 1. September sein Testament aufsetzte. Von Göttingen aus begleitete ihn sein Sohn Adam Gottfried nach Münden, wo sie im Gasthof „Zum wilden Mann“ ein Zimmer mieteten und weiterhin Patienten empfingen. Am 6. November 1727 erlitt Johann Andreas Eisenbarth einen weiteren Schlaganfall; er starb fünf Tage später in der kleinen Stube im Gasthof. Am 13. November wurde sein Leichnam im Chor der Aegidienkirche beigesetzt. Sein Grabstein wurde rund 100 Jahre nach seinem Tod zwecks ei-

ner Wiederbelegung des Grabes aus dem Kirchenchor entfernt und an der Nordseite der Kirche abgestellt.

Johann Andreas Eisenbarth nutzte seine Privilegien nicht nur als Beweis seines Könnens gegenüber den Behörden, sondern auch als Werbung bei der Landbevölkerung. Anders als heute war es im 17. und 18. Jahrhundert – im Zeitalter des Barock – den Ärzten nicht verboten, Werbung für sich zu machen. Im Gegenteil: Während sowohl bei den in den Städten sesshaften Ärzten mit Medizinstudium als auch bei den ortsansässigen Handwerkschirurgen die Mundpropaganda genügte, um Zulauf von Patienten zu erhalten, waren die umherziehenden Landärzte darauf angewiesen, beim Publikum auf sich aufmerksam zu machen.

Zu den Werbemitteln zählten vor allem Flugblätter, die von Helfern verteilt wurden, wenn Eisenbarth sein Lager an einem neuen Ort aufschlug. In diesen Flugblättern wurden unter Verweis auf seine Privilegien die Krankheiten benannt, die er zu heilen vermochte, ferner wurden seine Heilmittel angepriesen. Hauptsächlich behandelte er Augenleiden (Staroperationen), Leisten- und Hodenbrüche, Blasensteine, Hasenscharten und Krebs. Er erfand eine Nadel zum Starstechen und einen Haken zur Polypenoperation, fertigte vielerlei Medikamente, aber auch Bruchbänder, künstliche Zähne und künstliche Augen selbst an.

Ab 1705 sind Inserate in Zeitungen vorhanden, in denen gelegentlich auch erfolgreich operierte Patienten als Referenz benannt wurden. Aus einem Flugblatt von 1698 geht hervor, dass seine Helfer an scharlachroten Uniformen mit silbernem Besatzstreifen zu erkennen und so von Betrügern zu unterscheiden waren, die sich seines Namens bedienten. Eisenbarth selbst war ebenfalls in einen scharlachroten Herrenrock gekleidet, trug eine Allongeperücke und darüber einen Dreispitz, wenn er öffentlich auftrat.

Um auf den Wochenmärkten, zu denen ihm seine Privilegien Zutritt verschafften, Publikum anzulocken, scharte Eisenbarth auch eine Komödiantentruppe um sich: auf der Höhe seines Erfolgs an die 120 Personen. Darunter waren neben den Schauspielern auch Trompeter und Trommler, Pferdeknechte und Köche, Zahnärzte und andere medizinische Helfer nebst einem großen Tross von Pferden und Wagen. Dass Eisenbarth – wie viele Landärzte seiner Epoche – von Gauklern begleitet wurde und seinen Aufenthalt durch Ausrufer ankündigen ließ, gab später Anlass zum Trink- und Spottlied, das ihn zwar zu Unrecht als Kurpfuscher darstellt, zugleich aber die Erinnerung an ihn bis heute wachgehalten hat.

Im Unterschied zu anderen Landärzten nahm Eisenbarth auf Marktplätzen – auf offener Bühne oder im Zelt hinter der Bühne – nur leichte Eingriffe vor. Er verzichtete auf solche Schaueffekte, sondern operierte seine Patienten in deren Wohnungen bzw. brachte Auswärtige in den Gasthäusern unter, wo er selbst logierte.

In seinem Sterbeort wurden seit 1950 im Sommer die Doktor-Eisenbarth-Spiele aufgeführt. Als Freilichtstück auf der Bühne vor dem Rathaus. Das „Dr. Eisenbarth-Spiel“ stellte das Wirken des Wanderarztes in gereimten Versen auf humorvolle Art dar. Am 4. September 2011 gründeten Mündener Bürger zusammen mit ehemaligen Mitspielern und Theaterbegeisterten den Verein „Doktor-Eisenbarth-Spiele Hann. Münden“, der sich zum Ziel setzt, Leben und Wirken des Wanderarztes darzustellen. Seit 2014 wird das Stück an einem neuen Spielort, dem Packhof, einem Lagergebäude aus dem frühen 19. Jahrhundert, aufgeführt.

Von Mai bis Oktober finden in Hann. Münden außerdem an jedem Samstagmittag um 13.30 Uhr in der unteren Rathaushalle kostenfreie Sprechstunden mit seinen beiden Gehilfen Pickelhering und Feuerspucker statt. Dabei zeigt er sein Können und befreit „Leidende“ von kleinen Wehwehchen. Am liebsten behandelt er Zahnschmerzen oder Nierensteine. Mit Narkosehammer und Schießeisen. Außerdem können beim Touristikverein Hann. Münden Erlebnisführungen und Hausbesuche mit „Doktor Eisenbart“ gebucht werden. Das täglich dreimal erklingende Glockenspiel im Giebel des Rathaus Münden mit dem Doktor-Eisenbart-Lied und einem Figurenumlauf zeigt den Chirurgen unter anderem beim Extrahieren eines Zahns (was der historische Chirurg nie getan hat).

Doch nicht nur in den Sommermonaten ist Doktor Eisenbarth in Hann. Münden tätig. Er kann auch zu anderen Zeiten von Gruppen für 99,- Euro gebucht werden. Dazu gibt’s Führungen für Gruppen bis zu 25 Personen (87,- Euro). Doktor Eisenbarth oder seine Frau Anna Rosina begleiten die Gäste in historischen Kostümen durch die Altstadt Hann. Mündens. Am Rathaus, dem Sterbehaus oder auch dem Grabstein vor der Aegidienkirche erleben die Teilnehmer spannende Geschichte und hören Anekdoten aus dem Leben und den Behandlungsmethoden des fahrenden Medicus.

An einem Gebäude in der Langen Straße befindet sich eine farbige Holzstatue, die ihn mit Klistierspritze in den Händen und Arzneiflasche an seinen Füßen darstellt. An den berühmten Handwerkschirurgen, Wundarzt und Starstecher erinnern auch die Eisenbarthbrunnen in der Magdeburger Altstadt sowie in Oberviechtach und die Eisenbachfestspiele in Oberviechtach.

Die Pfingstfeiertage und das lange Wochenende sind just vorbei und es ist damit (hoffentlich) etwas entspannter auf Bundesstraßen, Autobahnen und Stellplätzen. Wir starten am Pfingstdienstag gegen neun in der Früh bei wolkenlosen Himmel und strahlender Junisonne. Und weil ich (wieder einmal) von kilometerlangen Staus rund um Hannover im Radio gehört habe, lösche ich die Autobahn im Navi. Dass das ein Fehler war merke ich bereits nach knapp vierzig Kilometern. Die Tante im kleinen, schwarzen Kästchen lotst mich durch Bremen. Quer durch die Stadt. Das dauert eine geschlagene Stunde. Die Straßen sind voll, die Ampeln (und derer gibt es in der Hansestadt viele) scheinen alle auf Rot zu schalten, sobald sich unser Troll ihnen nähert. Vor den zahlreichen Kreuzungen stauen sich Fahrzeugschlangen. Wir mittendrin. Der Zeiger meiner Uhr hat die zehn bereits überschritten, als wir endlich das Häusermeer hinter uns gelassen haben. Ab nun geht es zügig voran. Erst an der Weser entlang. Wir passieren Hameln. Vorbei an Bodenwerder. Danach ist's dann mit zügig vorbei. Unsere Navitante verlässt die Bundesstraße an der Weser und will uns Landschaft zeigen. Genauer: den Naturpark Solling-Vogler. Es geht „querfeldein" über Straßen und Sträßchen. Bergrauf und bergrunter. Mit Steigungen bis zehn Prozent und jede Menge Haarnadelkurven.

Über uns ist aus dem blauen ein dunkelblauer Himmel geworden. Dann dauert's nicht lange und es beginnt zu regnen. Ach was sage ich: Es beginnt zu schütten. Die Scheibenwischer schaffen es nur im Schnellgang, den Segen von oben von der Glasfront zu schaufeln. Und so schnell wie es begonnen hat, hört es nach einigen Kilometern auch wieder auf. Nun ist's nicht nur heiß, sondern auch ziemlich schwül im und außerhalb unseres rollenden Ferienhauses.

Bekannt sind die Strecken des Solling offensichtlich auch bei Bikern. Die kommen uns – obwohl Dienstag und damit ein echter Arbeitswochentag – immer wieder im Pulk entgegen. Fetzen durch die Haarnadelkurven, dass ihre Knie fast den Straßenbelag berühren und ihre helmbewehrten Köpfe nur um wenige Zentimeter unsere Bordwand verfehlen. Erst als die Berge flacher werden, die ausgedehnten Wälder Wiesen und Feldern weichen, hat auch unser Navi ein Einsehen. Wechselt über die Weser und damit auf eine breite Bundesstraße ohne heikle Überraschungen. Nach fast fünf statt der geschätzten drei Stunden haben wir endlich unser Ziel Hann. Münden erreicht.

Die Uhr zeigt halb zwei, also 13.30 . . . und der Platz am Weserstein ist fast voll. Bis auf vier oder fünf Flächen. Eine davon dürfen wir uns aussuchen. 24 Stunden sollen sechs Euro kosten. Acht Stunden Strom einen Euro. Anfangs versuche ich den blechernen Kassierer mit Zwei-Euro-Münzen zu füttern. Die spuckt er immer wieder aus. Ich spendiere ihm 50-Cent-Stücke. Auch die will er nicht haben. „Der geht nur mit Ein-Euro-Stücken", kommt eine Stimme von hinten. Ich zurück zum Troll. Münzen holen. Nach dem Einwurf gibt's tatsächlich ein Ticket. Auf dem Zettel steht allerdings als Parkende 18 Uhr am Einwurftag. Zum Preis von fünf Euro. Die sechste Münze will er nicht haben. Aus der wird anschließend acht Stunden Strom.

Als wir danach in die Stadt starten, ist der Wohnmobilpark Tanzwerder am Weserstein bis auf einen Platz besetzt. Den belegt ein paar Minuten später ein Pkw samt Hänger. Für uns geht's nun über die hölzerne Fußgängerbrücke in die geschichtsträchtige Stadt. Wir benötigen Kleingeld für Strom- und Ticketautomat. Meine Ingrid will bei der Commerzbank einen 20-Euro-Schein in Ein-Euro-Münzen tauschen. Und kommt mit leeren Händen zurück. In diesem Geldhaus gibt's kein Bargeld mehr. Weder zum einzahlen noch zum auszahlen. Hier wird nur noch „mit Papier" gearbeitet, erklärt die Angestellte hinter'm Tresen. Später hilft uns eine chinesische Verkäuferin in einem Laden in der Einkaufsstraße mit einer ganzen Rolle (25 Ein-Euro-Stücke) aus der Verlegenheit. Dafür ein dickes Dankeschön.

Vorbei am Rathaus geht's hinein in die Fußgängerzone. Hier reiht sich Geschäft an Geschäft. Dazwischen immer wieder Leerstände und Gebäude, die offensichtlich dem Verfall preisgegeben sind. Unweit der alten Weserbrücke finde ich einen Zettel an solch einem Gebäude, an dem der Zahn der Zeit schon ziemlich deutlich sichtbar ist. Ein Immobilienhai hat, so ist zu lesen, vor einigen Jahren eine stattliche Anzahl der historischen Bürgerhäuser für „nen Appel un nen Ei" erworben. Mit dem Versprechen, die Gebäude zu sanieren. Nach dem Fertigstellen von zwei oder drei Wohnungen wurde die Aktion eingestellt. Nun bietet er die unter Denkmalschutz stehenden Altimmobilien für 1,5 Millionen Euro der Stadt zum Rückkauf an.

Den zweiten Schauer dieses Tages reiten wir in einem Eiscafé ab. Zur vollen Stunde sind wir anschließend wieder am Rathaus und erleben das Figurenspiel in luftiger Höhe. Dort zieht Dr. Eisenbarth zu den Klängen des Eisenbarth-Liedes einem Klienten einen riesigen Backenzahn (was der echte Eisenbarth in seinem Leben nie getan hat – siehe oben). Der Abend klingt aus – wie Zuhause – mit dem „Perfekten Dinner" bei Vox und dem Wetterbericht im Ersten. Wenn der zweibeinige Meteorologe Recht behält steht uns in den kommenden Tagen wechselhaftes Wetter, also Sonne und Wolken, Sturm, Regen und Regenpausen ins Haus.

Am nächsten Morgen hat der Wind aufgefrischt und bläst weiße und graue Wolken vor sich her. Hin und wieder gibt's ein paar Tropfen von oben. Mehr nicht. Wir frühstücken in aller Ruhe und machen uns erneut auf die Socken Richtung Altstadt. Begutachten die alte Weserbrücke und das Schloss (leider nur von außen), bummeln über den Grünmarkt vorm Rathaus. In der Flaniermeile hat meine Ingrid einen Gemüseladen ausgemacht, in dem der Spargel erheblicher preisgünstiger ist als auf dem Wochenmarkt des Rathausplatzes. Nach ein paar Stunden Sightseeing treten wir den Rückweg zum Troll an. Mit zwei Schnitzeln, einigen Scheiben Leberkäse, zwei Päckchen Erdbeeren und mit einer großen Portion (deutschem) Spargel, das Kilo für 5,99 Euro. Den gibt's zu Mittag. Als Nachtisch serviert meine Copilotin die frischen Erdbeeren, die natürlich mit Schlagsahne veredelt sind. Dass der kleine Zeiger der Uhr die zwölf schon lange überschritten hat, ist dabei egal. Für uns ist es nun der erste Spargel des Jahres, weil bei uns Zuhause die Kilopreise zwischen zwölf und vierzehn Euro einfach zu hoch waren.

Ganz, ganz ruhig geht's den restlichen Tag zu. Im und außerhalb des Troll. Wir horchen in uns hinein, pflegen unsere rundgetretenen Füße, machen Siesta, klicken am Abend durch die Fernsehprogramme, nachdem wir das „perfekte Dinner“ und die Nachrichten samt Wetterbericht „abgearbeitet“ haben. Draußen bläst eine ziemlich frische Brise, macht das Sitzen in den Campingstühlen vorm Troll zu einem unwirtlichen, kühlen Vergnügen. Sonne und Wolken wechseln sich ab. Und damit der Wetterfrosch von gestern wenigstens ein bisschen Recht behält, fallen ab und zu ein paar Tropfen. Ein paar, mehr nicht. Noch einmal opfere ich der Stromsäule einen Euro, für den sie acht Stunden lang Energie liefert. Genau acht Stunden, keine Sekunde mehr. Das habe ich gestern Abend festgestellt. Und auf Vorrat für 16 oder 24 Stunden einzuwerfen bringt nichts. Münze zwei und drei sind dann futsch. Eine Gegenleistung dafür gibt's nicht. Da hilft es nur, den Kühlschrank am Abend auf Gas umzustellen, sonst hat das Eisfach am nächsten Vormittag Zimmertemperatur.

Stapelrecht Das Stapelrecht war das im Mittelalter von den Landesherren einzelnen Städten verliehene Recht, durchziehende oder in einem bestimmten Umkreis vorbeiziehende Kaufleute zu zwingen, ihre Waren für eine bestimmte Zeit zum Verkauf auszustellen, wobei die Bürger das Vorkaufsrecht hatten. Oft war mit dem Stapelrecht das Umschlagsrecht verbunden, d. h., die fremden Waren mussten auf städtischen Wagen oder Schiffen weiterbefördert werden. Der Stapelzwang konnte durch eine Abgabe abgelöst werden. Niederlags- und Stapelrechte waren dann besonders erfolgreich, wenn die jeweils berechtigte Stadt nicht umgangen werden konnte. Was bei der Schifffahrt vorgegeben war, konnte bei Landstraßen bisweilen nur schwer durchgesetzt werden.

Die Handelsvorrechte der Stadtbürger kamen in mehrfacher Hinsicht zum Ausdruck: Nur Bürgern sollte es erlaubt sein, mit Waren innerhalb und außerhalb der Stadt Handel zu treiben. Die in das Land kommenden fremden Händler durften nur in den Städten kaufen und verkaufen und nur mit bürgerlicher Vermittlung untereinander Handel treiben. Schließlich sollten alle auf dem Lande produzierten und nicht zum Selbstverbrauch bestimmten Waren auf die städtischen Märkte gebracht werden. Auf dem Land durfte der Handel lediglich auf befreiten Jahrmärkten und Kirchtagen vorübergehend ausgeübt werden. Der direkte Einkauf beim ländlichen Produzenten, der Handel außerhalb der bezeichneten Märkte war untersagt. Im 16. Jahrhundert gehörte Münden zu den wichtigen Handelsstädten, übte das Stapelrecht aus und trieb den Weserhandel bis nach Bremen.

Im Staatsarchiv in Bremen habe ich Folgendes gefunden:
Kaiser Karl V. bestätigt der Stadt Bremen unter Hinweis auf ihre alten Rechte und Gewohnheiten und auf ihre Verdienste für das Reich das Privileg, dass niemand Korn (Weizen), Roggen, Mais, Gerste, Hafer, Mehl oder anderes Getreide wie auch Wein und Bier durch die Stadt Bremen oder ihr Gebiet führen dürfe, ohne solche Waren in Bremen zum Verkauf anzubieten. Regensburg, 27. Juli 1541. (Ausfertigung auf Pergament)
Wir Karl der Fünfft von Gots gnaden Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Merer des Reichs in Germanien, zu Hispanien, baider Sicilien, Iherusalem, Hungern, Dalmatien, Croatien etc. Kunig, Erzherzog zu Österreich, Herzog zu Burgundt etc., Grave zu Habspurg, Flanndern unnd Tyrol etc. Bekennen offentlich mit disem brewe unnd thuen kundt allermenigelich, das unns die ersamen unnsere und des Reichs lieben getrewen Bürgermaister und Rathe der Stat Bremen durch ir erbare Botschafft haben fürbringen lassen Wiewol in der Stat Bremen nach altem herkomen und gewonhait geübt und gepraucht auch inen under andern hern Privilegien jüngstlich von uns confirmiret worden, das niemandt kain Korn, Rockhen, Maiß, Gersten, Habern, Mel noch ainich ander getraidt deßgleichen Wein und Bier vor die Stat Bremen oder oder durch ire Gepiet auf oder abhin beyfuern, sonder sölches alles in der Stat Bremen (da es dann zu ainer yeden zeit nach pillichem werdt verkaufft und verhandelt werden möge) vertreiben unnd verkauffen soll. So werde doch nichtsdestominder von etlichen, die den vorkauff suechen understanden, solch getraidt, auch Wein und Bier dardurch in aufschlag und Tewerung zu bringen und ettwo nachdem inen solches irem übermessigen vorhaben nach, under den einwonern der Stat Bremen nit abgeen wolt, von dannen oder sonst vorbey zu fuern. Welches inen und gemainer Stat an obbervirter irer habenden freyhait zu merckhlichem abbruch unnd verlezung raichte. Und uns darauff underthenigelichen anrueffen und bitten lassen, das wir inen solch vergemelt freyhait und hergebrachten geprauch widerumb von newem außtrückhlich zu confirmiren und zu bestetten gnedigelich geruechten. Des haben wir angesehen solch der gemelten Bürgermaister und Rathe der Stat Bremen, die müetig vleissig bette, Auch die getrewen und willigen dienste so ire vorfordern und sy unsern vorfaren, auch uns und dem hailigen Reiche getahn haben und hinfuro wol thuen mugen und sollen. Und darumb mit wolbedachtem muethe, guetem zeitigem Rathe die vorbestimpt freyhait und geprauch gnedigelich confirmiret und bestett, Confirmiren und bestetten inen die auch hiemit vonnewem, aus Römischer Kaiserlicher Macht, wissentlich in crafft diz Brewes, was wir inen daran zu confirmiren und zu bestetten haben, sollen und mugen. Und mainen, setzen und wellen, das solche freyhait und herkomen gantz krefftig sein und beleiben, steet gehalten und volnzogen, und von niemandts dawider gethan noch gehanndelt werden solle. Doch das die Frembden mit iren Waren im verkauffen und langem aufhalten wider die billichait nit beschwerdt werden. Alles bey der peen in gemelten freyhaiten der Stat Bremen und unser hievor daruber außganngen confirmation begriffen, das mainen wir ernstlich. Geben in unser und des Reichs Stat Regenspurg am siebenundzwanitzigisten Tag des Monats Julii. Nach Christi gepurde fünffzehenhundert und im ainundviertzigisten unnsers Kayserthumbs im ainundzwanitzigisten und unserer Reiche im sechs und zwanitzigisten Jaren.

Stadtgeschichte In Urkunden ist erstmals 1183 von einer Stadt die Rede. Die Siedlungsgeschichte reicht aber in sehr viel frühere Jahrhunderte zurück. So wurden mit der Siedlung Gimundi - im späteren Gebiet von Altmünden - schon um das Jahr 800 die Abteien in Fulda und Corvey beschenkt. Neue Untersuchungen belegen, dass es auch lange vor dem vierten Quartal des 12. Jahrhunderts eine Besiedlung am Platz der heutigen Stadt Hann. Münden gab, auch wenn die erste urkundliche Erwähnung der Stadt auf den 15. August 1183 datiert. Seit Herzog Otto (,,dem Kind“) - der sich 1247 das überwiegend aus den Eigengütern seines Großvaters Heinrich dem Löwen geschaffene Herzogtum Braunschweig-Lüneburg Münden einverleibte - waren die Welfen bis 1866 die Herren der Stadt. Am lebhaftesten ist in Münden aber die Erinnerung an ein anderes Mitglied des welfischen Herzogshauses, die Herzogin Elisabeth, eine geborene Prinzessin von Brandenburg. Sie gilt als „Mutter der Reformation“ in Stadt und Umland von Hann. Münden. 1542 führte sie mit Hilfe des Theologen Antonius Corvinus die Lehre Luthers im Fürstentum Calenberg-Göttingen ein.
Wiederholt war die Stadt im Laufe ihrer Geschichte in kriegerische Auseinandersetzungen einbezogen. So belagerte Herzog Heinrich II. von Braunschweig-Lüneburg im Jahr 1553 Münden. Als die Essensvorräte in der Stadt knapp wurden und die Menschen anfingen, unter Hunger zu leiden, kapitulierte Münden. Die Fürstin Elisabeth wurde aus der Stadt vertrieben und flüchtete nach Hannover. Eine weitaus blutigere Niederlage erlitt Münden, als die Truppen von Johann t’Serclaes von Tilly die Stadt 1626 einnahmen, plünderten und ein Blutbad anrichteten. Es scheint, als habe die Dreiflüssestadt den Angreifern nichts entgegensetzen können. Am Ende der Schlacht wurde Münden eingekesselt und innerhalb weniger Stunden sturmreif geschossen. Etwa 2000 Einwohner wurden getötet und die Stadt geplündert. Im Siebenjährigen Krieg erlebte Münden zwischen 1757 und 1762 wiederholt die Besetzung von französischen Truppen.
In der Anfangszeit bestand durch ihre Lage an Werra und Fulda im Norden und Westen ein natürlicher Schutz. An der Süd- und der Ostseite war ein zusätzlicher Schutz durch Wall und Graben erforderlich. Um 1460 wurde auf der Landseite der Stadtgraben angelegt. Die Bewaffnung bestand laut einer Überlieferung aus dem Jahr 1460 aus 46 Kanonen und 79 Hakenbüchsen. Die Befestigung bestand aus einer im Mittelalter entstandenen Stadtmauer mit Wehrtürmen und Stadttoren. Von den 26 Türmen, Bollwerken und Pforten haben sich bis heute 12 Bauwerke und einzelne Partien der Stadtmauer, teilweise nur rudimentär, erhalten. Die rund 1,7 km lange und durchschnittlich 4,2 Meter hohe Mauer umgab die gesamte Stadt.

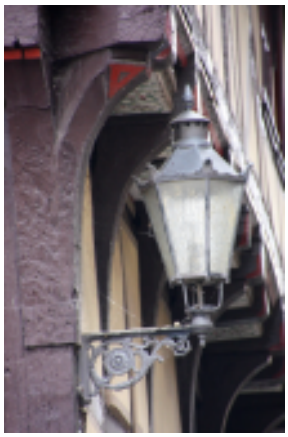
Eine Stadt mit drei Namen: Münden, Hannoversch Münden und Hann. Münden. Der Name der Stadt hat früher zu einiger Verwirrung geführt. Ursprünglich wurde der Ort am Zusammenfluss von Werra und Fulda ,,Münden“ genannt, wahrscheinlich als Hinweis auf die Lage der Stadt am Beginn der Weser, die von Werra und Fulda gespeist wird. Dieser Name führte jedoch immer wieder zu Verwechslungen mit der ähnlich klingenden Stadt Minden, die auch an der Weser liegt. Bei der Post kam es regelmäßig zu Missverständnissen, so dass Briefe, die für Münden bestimmt waren, in Minden ankamen.

Um dem Verwirrspiel ein Ende zu setzen, beschloss die Stadt, ihrem Stadtnamen die Bezeichnung Hannoversch hinzuzufügen, die Stadt also Hannoversch Münden zu nennen. Mit diesem Zusatz sollte die Stadt künftig von ,,Preußisch“ Minden unterschieden werden. Diese Bezeichnung blieb auch nach der Anektion des Königreichs Hannover durch die Preußen (1866) bestehen, da sich die Mündener Geschäftsleute heftig gegen eine Namensänderung zur Wehr setzten. Als Begründung nannte der Mündener Magistrat, dass man in der Geschäftswelt ungern Adressänderungen durchführe und man bei den Briefköpfen und Stempeln bleiben möchte. Die Bahn war bis zu dieser Zeit bei der Bezeichnung ,,Münden“ für die Ortsnamensschilder geblieben. Erst nach einer Beschwerde der Handelskammer Göttingen, die im Interesse Mündener Geschäftsleute klagte, wurde die Bahnstation 1891 in ,,Münden (Hannover)“ umbenannt. Denn Frachtsendungen, die für Münden i/H bestimmt waren, landeten mitunter immer noch in Minden i/W, Münder a/D(eister) oder sogar München.

Bis zur Einheitlichkeit der Namensnennung in der postalischen und der bahnamtlichen Bezeichnung, dauerte es noch einmal rund 18 Jahre. Der Kompromiss für die Bezeichnung lautete ,,Hann. Münden“, die Stadt selbst hieß amtlich jedoch weiterhin ,,Münden“. Die korrekte Anschrift lautete also ,,Stadt Münden, Postfach 1528, 3510 Hann. Münden“. Erst 1990 beschloss der Rat der Stadt den amtlichen Namen der Stadt offiziell in ,,Hann. Münden“ zu ändern. Dieser Beschluss wurde 1991 wirksam.

Fachwerkjuwel Hann. Münden ist ein echtes Fachwerkjuwel. Die Altstadt ist als Flächendenkmal ausgewiesen und denkmalgeschützt. Hann. Münden blieb glücklicherweise von schwerwiegenden Bränden und Kriegsschäden verschont, sodass heute noch mehr als 700 Fachwerkhäuser aus sechs Jahrhunderten in der Altstadt erhalten sind. 79 Prozent der Gebäude innerhalb des Mauerrings sind mit Sichtfachwerk ausgestattet. 272 Gebäude stammen aus Zeiten des Barock und der Renaissance. Das älteste Fachwerkhaus entstand um das Jahr 1400. Hierbei handelt es sich um eine gotische Konstruktion. Bei einem Spaziergang lässt sich das vielfältige Fachwerkensemble entdekken. Viele der Häuser sind mit mehrgeschossigen Aufbauten, den sogenannten Zwerchhäusern, verziert. Außerdem sind Inschriften, Erker, historischen Türen und Portale zu finden. Die Schmuckmotive orientieren sich dabei oft am Thema Wasser, das durch die drei Flüsse Fulda, Werra und Weser in der Stadt allgegenwärtig ist.Bereits seit den 1960-er Jahren und als eine der ersten Städte Deutschlands beschäftigt die Stadt Hann. Münden ehrenamtliche und hauptberufliche Stadtbild- und Denkmalpfleger. Zahlreiche Auszeichnungen, wie z. B. die Goldmedaille im Bundeswettbewerb „Stadtgestalt und Denkmalschutz im Städtebau“ oder die Auszeichnung „Europa Nostra“ unterstreichen dies. In Hann. Münden wurde die Idee der „Deutschen Fachwerkstraße“ mitbegründet. 1990 ins Leben gerufen, erstreckt sie sich von der Elbe im Norden über die Oberlausitz im östlichen Sachsen bis hin zum Bodensee im Süden, führt mit sieben Regionalstrecken durch die Bundesländer Niedersachsen, Sachsen-Anhalt, Sachsen, Hessen, Thüringen, Bayern und Baden-Württemberg.

Das Rathaus Im Zentrum des historischen Stadtkerns liegt einer der schönsten Repräsentativbauten der Weserrenaissance - das Mündener Rathaus. Seit dem Mittelalter Sitz der örtlichen Obrigkeit. Hier befinden sich neben zwei Ausstellungsräumen auch Teile der Stadtverwaltung, das Standesamt und die Tourist-Information. Das Rathaus wurde in den Jahren 1603 bis 1618 durch den Lemgoer Baumeister Georg Crossmann gebaut. Die Reste eines Staffelgiebels aus dem 14. Jahrhundert sind an der Südseite des Gebäudes zu erkennen. Das Bauwerk wird besonders geprägt durch die Renaissancefassade aus dem Jahr 1603, das Glokkenspiel und die prächtige Eingangstür. Den Kern bildet ein gotischer Saalbau aus dem 14. Jahrhundert. Zu entdecken gibt es am Rathaus aber auch Holzherzchen der Hochzeitspaare, Inschriften und Wappen, Hochwassermarken und die Elle neben dem Schmuckportal, die Maßeinheit zu Zeiten des früheren Markttreibens. In der unteren Rathaushalle, dem ehemaligen ,,Koph-Hus“, erzählen Wandmalereien Auszüge aus der Stadtgeschichte. In der oberen Rathaushalle, dem ehemaligen ,,Hochtiedshusaquo“ (Hochzeitshaus) finden heute Ausstellungen statt.

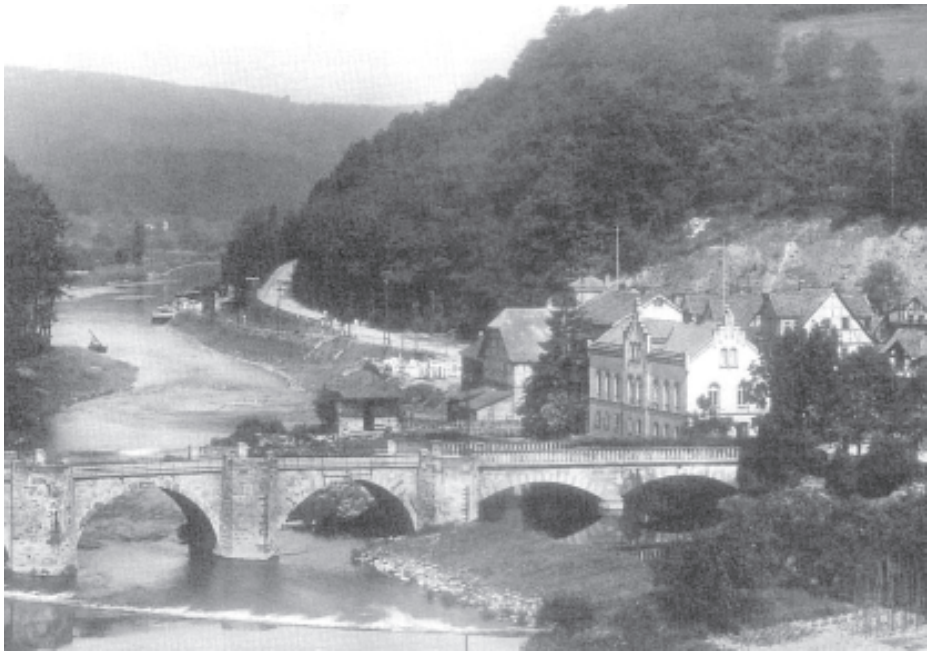


Das Welfenschloss Münden ist ein früheres Schloss, das in die mittelalterliche Stadtbefestigung Münden einbezogen war. Die heute aus zwei Gebäudeflügeln bestehende Schlossanlage wurde ab 1501 von Herzog Erich I. von Lüneburg-Braunschweig als Residenzschloss mit Verwaltungssitz im gotischen Stil errichtet. Als das Welfenschloss 1560 durch einen Brand zerstört wurde, ließ es Herzog Erich II. ab 1571 im Stil der Weserrenaissance bzw. niederländischen Renaissance als Vierflügelanlage wieder aufbauen. Bei seinem Tod 1584 war der Bau unvollendet und verlor an Bedeutung, da die welfischen Landesherren es nur noch vereinzelt als Aufenthaltsort nutzten. Nach Zerstörungen im Dreißigjährigen Krieg wurde das Schloss als Kaserne und später als Kornspeicher genutzt. Ab 1973 zog das Land Niedersachsen die im Schloss untergebrachten Landeseinrichtungen wegen Zentralisierungen in Folge der niedersächsischen Gebietsreform ab. Danach stand der Schlossbau weitgehend leer und es drohte der Verfall.

Da bei der Stadt Hann. Münden Platzbedarf für kulturelle Einrichtungen herrschte, überließ 1980 das Land Niedersachsen der Stadt das Schloss mit einem langfristigen Mietvertrag in eigentumsähnlicher Funktion. Zwischen 1981 und 1987 erfolgten für die neue Nutzung unter Beachtung des Denkmalschutzes umfangreiche Baumaßnahmen. Dabei wurden aus statischen Gründen die Holzdekken vielfach durch Stahlbetondecken ersetzt. Das Schloss beherbergt seitdem das Stadtarchiv, die Stadtbücherei, das Amtsgericht Hann. Münden und das Städtische Museum. Der Ritter- und der Lepantosaal wurden zu großen Räumen für Vortrags- und Kulturveranstaltungen hergerichtet.

Der Fährenpfortenturm, auch Hagelturm oder Natermannturm genannt, befindet sich in der historischen Altstadt. Von der Fährenpforte führte ein Weg zu einer Fähre über die Fulda. Der Inhaber der Firma Haendler & Natermann kaufte 1848 den Turm. Er ist Teil der ehemaligen Stadtbefestigung. Ursprünglich hatte der Turm eine Höhe von 26 Metern, nach dem Erwerb des Turmes durch die Firma Haendler & Natermann wurde er um ein Drittel auf die heutige Höhe von 40 Metern erweitert. Dadurch war es möglich, Bleischrot im Turmgießverfahren herzustellen. Bei diesem Verfahren wurde Blei in der Turmkammer geschmolzen und dann durch ein Sieb gegossen. Während des Falles bildeten sich runde (Schrot)Kugeln. Der wenige hundert Meter entfernt liegende Hampesche Turm wurde im 19. Jahrhundert in ähnlicher Weise genutzt. 1983 wurde der Fährenpfortenturm von der Stadt Hann. Münden zurückgekauft. Heute beherbergt er das Museum der Arbeit, eine alte Anlage der Hagelschrotherstellung sowie alte Geräte und Maschinen. Seit 2008 befindet sich auf dem Turm eine Aussichtsplattform.

Die Alte Werrabrücke ist eine 105 Meter lange Steinbogenbrücke über die Werra in Hann. Münden. Das 1329 urkundlich erwähnte Bauwerk verbindet die Stadt mit der historischen Vorstadt Blume im Stadtteil Questenberg. Die Brücke gehört zu den ältesten erhaltenen Steinbrücken des Oberweser- und Werragebietes. Das aus Steinquadergefüge bestehende Bauwerk verfügt über fünf Pfeiler und sechs Brückenbögen mit lichten Weiten zwischen 10 und 12 Meter. Von der einstigen Steinbrücke sind noch fünf Jochbögen im Original erhalten. Im 19. Jahrhundert wurden zwei Bögen erneuert. Die fünf ursprünglichen Brückenpfeiler weisen spitzwinklinge Eisbrecher aus Stein auf. Die Breite der Brücke beträgt zwischen 6,5 und 7 Meter. Ein Brückenpfeiler gründet sich auf der Flussinsel Doktorwerder, zu der von der Brücke aus Zugang besteht. Vorläufer der Steinbrücke war eine Holzkonstruktion an derselben Stelle. Sie entstand zur Zeit der Stadtgründung in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Bei Ausschachtungsarbeiten Anfang des 20. Jahrhunderts und 1965 wurden Reste der Holzbrücke gefunden.



Bilder dokumentieren, dass die Brücke an den Enden zwei Torbauten bzw. Tortürme aufwies. Sie wurden 1776 ebenso wie das Dach der Brücke abgerissen. Grund für den Abriss war der Ausbau der Chaussee von Hannover nach Kassel. So konnten auch größere Frachtwagen den Werraübergang nutzen. Hochwasser und Eisgang fügten dem Bau im Laufe der Jahrhunderte Schäden zu. Zur Unterhaltung erhob die Stadt Münden Brückengeld. Der Kassierer des Brückengeldes wohnte in einem Häuschen auf einem Brückenpfeiler. Erst 1849 stellte die Stadt die Einnahme von Brückengeld auf Weisung der Regierung in Hannover ein. Der im 20. Jahrhundert aufkommende Kraftfahrzeugverkehr belastete die Brücke derart, dass es 1933 Überlegungen zum Bau einer neuen Querung über die Werra gab. Eine Verbreiterung der alten Brücke war nicht möglich, da sie als Baudenkmal erhalten bleiben musste.
Der Zweite Weltkrieg stoppte die Ausbaupläne. Während des Krieges wurde die Alte Werrabrücke als einzige Brücke im weiten Umkreis nicht gesprengt. In der Nachkriegszeit konzentrierte sich der Militärverkehr der Alliierten über die Brücke, was erhebliche Schäden verursachte. In den 1950-er Jahren belastete der gestiegene Kraftfahrzeugverkehr das Bauwerk mit täglich rund 10.000 Fahrzeugen. Der bauliche Zustand verschlechterte sich derart, dass der Landkreis Münden 1953 eine Sperrung für Fahrzeuge über 12 Tonnen erließ. 1958 bis 1960 wurde daher die neue Weserbrücke gebaut. Zur Fußgängerbrücke mit gelegentlichem Kraftfahrzeugverkehr wurde die Alte Werrabrücke 1995.

Die Tillyschanze ist ein 25 Meter hoher Aussichtsturm auf der Anhöhe des bewaldeten Rabanenkopfes im Reinhardswald, etwa 90 Meter oberhalb von Hann. Münden. Das Kuriose ist jedoch, dass sich die Waldgaststätte der Tillyschanze auf hessischem Terrain befindet, denn mitten im Reinhardswald, direkt an der niedersächsischen Grenze, liegt Hessens zweitgrößte Gemeinde - der Forstgutsbezirk Reinhardswald. Der Rundturm ist ein massiver Steinbau mit einer Wendeltreppe im Inneren. In einem zweistöckigen Anbau befinden sich eine Dachterrasse und zwei Turmzimmer, in denen ein Museum zur Turmgeschichte eingerichtet ist.

Der Name „Tillyschanze“ erinnert an die Belagerung und anschließende Einnahme von Münden durch den Feldherrn der Katholischen Liga, Johann Tserclaes Graf von Tilly. 1626 soll er unterhalb des mehr als 300 Jahre später errichteten Turmes seine Kanonen aufgestellt und eine Bresche in die Stadtmauer geschossen haben. Danach wurde die Stadt gestürmt. Mehr als 2260 Menschen wurden getötet. Die meisten Leichen auf die Werrabrücke gekarrt und in den Fluss geworfen.

(Übersetzung eines überlieferten Augenzeugenberichtes:

„(. . .) lange leiden mussten, bis sie ihren Geist aufgaben, sich quälen mussten, etliche wurden in heißes Wasser geworfen und verbrüht, etliche von den Turmzinnen oder anderen hohen Stellen lebendig hinter gestürzt, etlichen Schwarzpulver angehängt und damit gemartert, etliche gefesselt und gegen das Feuer gehalten, manche mit Stricken um den Kopf erdrosselt, manche gehenkt, manchen die Augen ausgestochen, kranke und schwache Leute wurden in ihren Betten umgebracht, manche kleinen Kinder aufgespießt und in der Höhe zappeln lassen … die toten Körper in den Gassen waren zum Teil entblößt, darunter wurde auch eine schwangere Frau gesehen, die zwar tot war, aber das Kind, das nur halb geboren war, regte sich noch, etlichen dicken Menschen schnitt man das Fett und Riemen aus ihrer Haut, etliche Soldaten setzten sich auf die Leichen und prosteten den anderen zu (…)“.

Neuere Forschungen belegen, dass Tilly seine Kanonen allerdings nicht an dieser Stelle, sondern weit unterhalb am Ufer der Fulda aufgestellt hatte. Wahrscheinlicher ist eher, dass er diese Stelle zur Beobachtung der Stadt genutzt hat.

Drei Fluss-Radfernwege In der Fachwerk- und Dreiflüssestadt beginnen die drei großen Fluss-Radfernwege entlang Weser, Werra, Fulda sowie der Weser-Harz-Heide-Radweg. Viele Ferienstraßen, wie die Deutsche Fachwerkstraße, die Deutsche Märchenstraße und bedeutende Pilger- und Wanderwege, wie der Weserbergland-Weg, der Werra-Burgen-Steig oder der Pilgerweg Loccum-Volkenroda, beginnen in oder führen durch Hann. Münden.
Auch moderne Wasserkunst hat Hann. Münden zu bieten. Im Rahmen der EXPO 2000 in Hannover beteiligte sich Hann. Münden mit dem Projekt „Wasserspuren“. Drei zentrale Plätze wurden in Zusammenarbeit mit Bürgern und Schülern, Planern, Künstlern und Verwaltung unter künstlerischen, ökologischen und wasserhydraulischen Gesichtspunkten umgestaltet. Es entstanden unter anderem der Fächerbrunnen, ein Wasserteppich sowie fünf Wasserspeier. Regelmäßig finden in Hann. Münden an und im Wasser besondere Veranstaltungen statt, so zum Beispiel der „Big Jump“, der große Startsprung zum Schwimmen in der Weser, der Kanu-Weser-Marathon oder das Brückenfest am Dielengraben an der Werra.

Nehmen ist besser als geben: Der Rat der Stadt Hann. Münden hat die Einführung eines Fremdenverkehrsbeitrages (ab 01. April 2017, Tourismusbeitrag, NKAG) beschlossen. Danach sollen alle selbstständig tätigen Personen und alle Unternehmen, die vom Tourismus unmittelbar oder mittelbar profitieren, zu einem Tourismusbeitrag herangezogen werden. Bürgermeister Harald Wegener: „Die Stadt steckt in einer schwierigen finanziellen Lage. Aufgrund des unausgeglichenen Haushaltes sind wir verpflichtet, der Kommunalaufsicht ein Haushaltssicherungskonzept vorzulegen. Es fehlen bereits seit Jahren ausreichende Mittel, um die touristische Infrastruktur in Hann. Münden wettbewerbsfähig zu halten.“ Die Stadt will die errechneten jährlichen 435.000 Euro an Tourismusausgaben durch den Tourismusbeitrag einnehmen. Etwa 2000 Unternehmen kommen nach derzeitigem Stand für die Abgabe in Frage. Die Beitragshöhe wird im Regelfall, je nach Unternehmen, von jährlich einer zweistelligen bis zu einer vierstelligen Summe reichen. Die Stadt rechnet nach eigenem Bekunden mit Beiträgen für viele Unternehmen in einer Höhe zwischen etwa 100 und 1000 Euro. Es ist bereits der zweite Versuch. 2012 scheiterte die Einführung an Widerständen von Seiten der Unternehmen. Ob er jetzt Erfolg hat, steht allerdings in den Sternen. Wir haben bei unserem Besuch zahlreiche Protestzettel in den Schaufenstern der Geschäfte gesehen.

Morgen wollen wir in Hann. Münden unsere Zelte abbrechen und wieder nordwärts ziehen. Nach Höxter. Von Niedersachsen geht's dann nach Nordrhein-Westfalen. Bei Wikipedia lese ich: Höxter zählt zu den ältesten Städten in Norddeutschland. Vor Jahren sind wir schon einmal dort gewesen. Bei Temperaturen, die jeden Eskimo zur Verzweiflung gebracht hätten. Uns lief der Schweiß in Strömen. Damals drehten wir nur eine kleine Runde durch die Stadt und kehrten so schnell als möglich in den Schatten der Markise am Troll zurück.

Als wir heute Morgen aufwachen, ist's draußen beinahe herbstlich geworden. Das Quecksilber hat einen Sprung nach unten gemacht. Ich finde es angenehm kühl. Nicht so angenehm ist, was von oben kommt. Erst ganz fein als einzelne Tröpfchen, dann als kräftiger Schauer. In einer Pause klemme ich die Stromleitung ab, besuche die öffentliche Toilette (sehr gepflegt und pieksauber), dann geht's los. Mit einem Umweg über die östliche Weserseite. Vorbei an der Fürstenberger Porzellanmanufaktur und durch Boffzen. Dann auf der Fürstenberger Straße Richtung Höxter. Von der westlichen Seite aus (durch die Stadt) können wir den Stellplatz Am Floßplatz nicht erreichen. Die Weserbrücke ist für Wagen über drei Tonnen und zwei Meter Breite gesperrt. Und beides trifft auf unseren Troll zu. Kurz vor Mittag erreichen wir unser Ziel. Bei herrlichem Sommerwetter. Von oben strahlt das Tagesgestirn, aus Süden weht eine frische Brise. Alles genau richtig für uns. Auch hier wie in Hann. Münden ist der Platz bereits vor Mittag mehr als gut besetzt. Überwiegend mit Silberrücken und ihren Frauen. Wir „erwischen" noch eine Lücke, allerdings ohne Strom. Da die Batterien voll sind kein Problem. Nur mit dem Akku des Laptop muss ich haushalten. Der bringt seine Leistung nur noch zwei Stunden lang. Dann ist empti.

Von diesem Stellplatz direkt an der Weser, genieße ich den Blick auf die Kulisse der Altstadt. Der Platz ist mit einer „Holiday Clean" Ver- und Entsorgungsstation ausgestattet. Er hat 65 Stellflächen, kostet 7,- Euro/Nacht, hat V/E, Brötchenservice von Ostern bis zu den Herbstferien. Gasflaschenlieferung ganzjährig.

Für uns gibt's heute die zweite Portion Spargel. Ingrid mit dem Leberkäse, ich mit dem zweiten Schnitzel, dass ich in Hann. Münden gekauft habe. Danach ist eine Stunde Siesta angesagt. Anschließend brechen wir auf. Erreichen nach zwei Verschnaufpausen die Brücke über die Weser und sind in der Altstadt. Ingrid macht eine Stippvisite in der Touristinformation und kehrt mit magerer Beute zurück. Zwei dünne Flyer. Der eine als Stadtplan, der zweite als kleiner Stadtführer. Der gibt zwar nicht viel her, ermöglicht uns aber eine gute Übersicht über die wichtigsten Anlaufpunkte, die ich mir vorgenommen habe. Das historische Rathaus, das Haus Horstkotte, das Amdam-und-Eva-Haus, die Nikolaikirche, den ehemaligen Lehnshof Dechanei bis hin zum Tillyhaus.

Doch vor der Bildung kommt noch einmal der Genuss zu seinem Recht. Beim Italiener und seinen echt leckeren Speiseeiskreationen. Der plitsche Kellner kennt sich sogar aus. Weiß, welche Angebote kein Gluten enthalten. Von dem könnte sich manche deutsche Serviererin eine Scheibe abschneiden. Anschließend geht's im Bummelschritt erst durch die Fußgängerzone nach links, dann nach rechts. Ich staune über die historischen Fachwerkhäuser mit reichem Schnitzwerk. Soviel Pracht habe ich in Hann. Münden nicht gesehen. Hier wurde vor hunderten von Jahren viel Geld ausgegeben und immer wieder liebevoll restauriert.

Erst am späten Nachmittag geht's zurück zum Floßplatz. Morgen werden noch einmal der Stadt einen Besuch abstatten. Erst übermorgen geht's weiter. Und als ob er uns den zweiten Tag versauen will, kündigt der Meteorologenschlaumeier im Ersten eine Schlechtwetterfront aus West an. Sie soll angeblich von Frankreich und den Britischen Inseln kommend über Deutschland (bis auf den Süden) nach Osten ziehen. In Gedanken richte ich mich schon mal auf Regenschirm und Ostfriesennerz ein.

Höxter blickt auf eine lange und wechselvolle Geschichte zurück. Insbesondere die Zeugnisse der Weserrenaissance prägen das Stadtbild. In der Altstadt stehen noch heute etwa 60 Gebäude aus der Zeit zwischen 1540 und 1630. Hierzu zählen das historische Rathaus sowie mehrere Adelshöfe und Bürgerhäuser. Mit ihren Anbauten in Form von Utluchten,

Erkern oder Treppentürmen sowie mit ihren reichen Ornamenten und Inschriften gelten sie als typische Beispiele der Weserrenaissance. Als Hanse- und Handelsstadt blühte Höxter vor allem im 16. Jahrhundert auf.

Doch was prägt und woher kommen die Einflüsse für diesen Baustil? Ausgehend von einer geistigen und dann auch materiellen Rückbesinnung auf die klassische Antike, kamen die Einflüsse in erster Linie aus Italien, Süddeutschland, Frankreich und den Niederlanden. Sie wurden vermittelt über die Kontakte der Fürstenhöfe sowie Reisen der Adligen und Kaufleute. Für Höxter ist aber auch die zeitliche Nähe zur Reformation, die 1533 durch die Vermittlung des Landgrafen Philipp des Großmütigen Einzug hielt bedeutsam. Mit der Reformation wuchs die Bereitschaft der Bürger, sich neuen geistigen Strömungen zu öffnen. Ausdruck dieses Wandels sind neue Ornamentformen und Inschriften mit moralischen und politischen Botschaften. Die renaissancezeitliche Ornamentik reicht von Fächerrosetten und Pflanzenschnittwerk über Zahnschnitt- und Perlstabschnitzereien bis zum Beschlag- und Rollwerk.

Die Zierformen findet man aber auch an zahlreichen Gegenständen des Hausinventars sowie der Ausstattung von Kirchen, wie etwa Gedenktafeln, sogenannten Epitaphen, Kanzeln und Taufsteinen. Typisch sind auch zur Straße gewandte Anbauten in Form von Erkern, Utluchten und Treppentürmen. Außerdem wird die Straßenfassade im Bereich von Brüstungen und Portalen zum Schmuckträger aufwändiger Schnitzereien. Der Bautätigkeit in der zweiten Hälfte des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts liegen damit nicht nur eine prosperierende wirtschaftliche Konjunktur, sondern auch ein gewandeltes Repräsentationsbedürfnis der Erbauer zu Grunde.

1946 wurde Höxter als Kreisstadt dem neu geschaffenen Bundesland Nordrhein-Westfalen angegliedert. Durch den Zuzug von Flüchtlingen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten vergrößerte sich die Bevölkerungszahl erheblich. 1970 wurde durch den Zusammenschluss der Kernstadt mit den umliegenden Ortschaften des Amtes Höxter-Land und der Gemeinde Bruchhausen die Großgemeinde Höxter mit etwa 35.000 Einwohnern geschaffen. Heute ist Höxter als Kreisstadt des gleichnamigen Kreises und Universitätsstandort ein wichtiges Mittelzentrum der Oberweserregion.

Die Geschichte von Höxter ist untrennbar mit der ehemaligen Reichsabtei Corvey verbunden. Und so zeugen noch heute zahlreiche Bauwerke in der Stadt von der nahezu tausendjährigen Präsenz des Klosters und der heutigen Welterbestätte rund um das karolingische Westwerk. 822 wurde das Kloster Corvey gegründet. Kaiser Ludwig der Fromme erwarb die Siedlung Huxori und schenkte sie dem neugegründeten Kloster. Die Bürger der von Corvey abhängigen Siedlung profitierten sehr von der Klostergründung und der günstigen Lage an damals bedeutenden Fernhandelsrouten. Höxter stieg bald zum Marktort und zur Stadt auf. Später erhielten die Einwohner eigenes Recht und konnten eine der ersten Brücken im gesamten Weserraum und eine Stadtmauer bauen.

Mit dem wachsenden Reichtum ging aber auch ein Streben nach größerer Unabhängigkeit einher und so verschlechterte sich das Verhältnis zum Corveyer Stadtherren drastisch. Der Konflikt gipfelte 1265 in der Zerstörung der beim Kloster gegründeten Stadt Corvey durch die Höxteraner Bürger und den Paderborner Bischof. Mit Einführung der Reformation 1533 folgte eine Epoche geistiger Neuorientierung. In dieser Zeit entstanden die noch heute erhaltenen, prächtigen Fachwerkbauten der Weserrenaissance. Aufgrund der strategischen Bedeutung der Weserbrücke quartierten sich im Dreißigjährigen Krieg fortwährend fremde Kriegsparteien in der Stadt ein. Die Erstürmung durch kaiserliche Truppen im Jahre 1634 führte zum „höxterschen Blutbad“ durch das etwa ein Drittel der Bevölkerung ihr Leben verliert. Am Ende des Krieges sind Teile der Stadt verwüstet und die Einwohner völlig verarmt.

Der „Chirurg von der Weser“ Einer der berühmtesten deutschen Wundärzte und Spezialist für Augenoperationen im Hochmittelalter hatte seine letzte Wirkungsstätte vermutlich in Corvey, unweit von Höxter. 1988 führte Prof. Dr. Hans-Georg Stephan Ausgrabungen in der 1265 niedergebrannten Stadt Corvey im Weserbogen durch und fand in einem mit Brandschutt gefüllten Keller vier ungewöhnliche, medizinische Metallobjekte: zwei Nadeln aus Kupferlegierungen und zwei auffällige Eisengeräte. Die Nadeln dienten zum Nähen von Wunden. Die Eisenobjekte wurden als Schabeisen zum Ablösen der Kopfhaut bei Schädeloperationen und ein Brenneisen zum Behandeln von Wunden und Geschwülsten gebraucht.

Es handelte sich wahrscheinlich um die letzte Wirkungsstätte eines der bedeutendsten Chirurgen des Hochmittelalters. Der namentlich nicht bekannte und als „Chirurg von der Weser“ überlieferte Mediziner war einer der berühmtesten deutschen Wundärzte des 13. Jahrhunderts. Obwohl sein Name nicht überliefert ist, sind doch einige Stationen des Arztes bekannt. Vermutlich zwischen 1200 und 1215 geboren studierte er um 1220/30 an der Universität von Bologna in Italien und anschließend in Montpellier. Das Studium bildete eine Ausnahme unter den Wundärzten, welche meist nur eine handwerkliche Lehre abgeschlossen hatten.

In Frankreich verfasste er medizinwissenschaftliche Abhandlungen, die weite Verbreitung fanden und seinen Ruhm begründeten. In Paris praktizierte er als Arzt und siedelte anschließend ins Weserbergland. Was den weitgereisten Spezialisten für Augenoperationen hierzu veranlasst hatte ist unbekannt. In Corvey operierte er erfolgreich den Magister Henricus an beiden Augen und soll ähnliche Eingriffe auch an anderen Personen durchgeführt haben. Bekannt war er mit Herzog Otto I. von Braunschweig und Lüneburg, dem er eine Veröffentlichung widmete. Sein medizinisches Werkzeug kann in der stadtgeschichtlichen Ausstellung in Corvey besichtigt werden.

Das **Historische Rath**aus ist um 1250 erbaut worden. Zwischen 1608 und 1618 erfolgte ein Umbau im Stil der Weserrenaissance bei dem das Gebäude den renaissancezeitlichen Fachwerkaufbau erhielt. Auch der reich geschmückte Erker mit der Justitia im Giebel und der Treppenturm entstammen dieser Zeit. Im hohen Mittelalter wurden hier Fernhandelswaren und lokale Erzeugnisse verkauft.

Am Gebäude finden sich zahlreiche Symbole der Corveyer Herrschaft: über dem Eingang in den Ratskeller der Kopf des hl. Vitus und auf den Dachgiebeln zwei Wetterfahnen von 1764 mit den Insignien des Stadtherrn, Krummstab, Schwert und Abtshut sowie einem Abbild des hl. Vitus.

Das Rathauses steht an einer wichtigen Fernhandelsroute zwischen dem Niederrhein, dem Harz und der Weserbrücke. Bis in das 13. Jh. war die Brücke an der Oberweser konkurrenzlos. Danach entstanden auch Brücken in Corvey, Hann. Münden und Bodenwerder. . Der Corveyer Brückenbau verschärfte den ständig-schwelenden Konflikt zwischen der Reichsabtei und der Stadt Höxter und führte 1265 zur Zerstörung der Stadt Corvey mit ihrer Brücke durch die Höxteraner Bürger und den Paderborner Bischof.

Aufgrund der Lage an wichtigen Wirtschaftswegen diente das Rathaus nicht nur als Versammlungs- und Gerichtsort, sondern war außerdem wirtschaftliches Zentrum der Stadt und Mittelpunkt des wesentlich älteren mittelalterlichen Marktes. Auf dem Markt im direkten Umfeld des Rathauses wurden neben auf dem Hellweg vertriebenen Fernhandelswaren auch lokale Erzeugnisse wie Lederwaren und Fleisch verkauft, aber auch Zähne gezogen.

Die romanische **Kilianikirche** (links) aus dem frühen 12. Jahrhundert gehört mit ihrem zweitürmigen Westbau zweifellos zu den stadtbildprägenden Bauwerken in Höxter. Neben der gotischen Marienkirche ist sie der einzige erhaltene mittelalterliche Sakralbau in der Altstadt. Ein auffälliges Merkmal sind die unterschiedlich hohen Türme. Während der nördliche 48 m hoch ist, erreicht der südliche nur 45 Meter und diente früher als Wachtturm und städtisches Archiv.

Der Neubau der **Nicolaikirche** (rechts) war ein damals Kraftakt für die katholische Gemeinde in Höxter. Wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 12. Jahrhundert entstand ein Vorgängerbau der Nicolaikirche direkt an der Stadtmauer am Nicolaitor. Das Stadttor selbst diente der einschiffigen Saalkirche als Glokkenturm. Nach dem Siebenjährigen Krieg war die alte Kirche jedoch baufällig, drohte einzustürzen und wurde abgerissen. Für den notwendigen Neubau wünschten sich die Katholiken einen zentralen Ort in der Stadt. 1766 wurde die heutige Nicolaikirche im Stil des Spätbarock erbaut und 1770 durch den Corveyer Fürstabt geweiht. Die Finanzierung machte der kleinen Gemeinde große Schwierigkeiten. Dazu blieb die erhoffte finanzielle Unterstützung aus Corvey aus. Der ideenreiche Kaplan Loges machte eine Kollektenreise durch die süddeutschen Bistümer sowie eine Lotterie. Obwohl unansehnlich und stark durch Wurmbefall beschädigt, wurden daher anfangs die Altäre aus dem Vorgängerbau übernommen. Der heutige Altar wurde erst 1782 von dem Höxteraner Schreinermeister Schwarze angefertigt und aus dem Nachlass des damaligen Dechanten finanziert.

Die **Dechanei** in der Marktstraße 19 ist das wohl meist fotografierte Haus in Höxter. Im 14. Jahrhundert als Corveyer Lehnshof gebaut, 1564 bis 1571 als Adelshof des Rittmeisters Christoph von Amelunxen umgebaut gehört sie mit über 60 unterschiedlichen Fächerrosetten zu den sehenswertesten Gebäuden der Weserrenaissance.

Ein wenig abseits befindet sich das **Adam-und Eva-Haus**. 1571 wurde es von dem wohlhabenden Kornhändler Mollner errichtet. Seinen Namen verdankt es der Darstellung des Sündenfalls auf dem rechten Eckständer. Sehr ungewöhnlich und von herausragender Bedeutung sind die Darstellungen der Kreuzigungsgruppe, der Verkündigungsszene sowie die Christusfigur.

ZUM LANDSKNECHT
Anno 1540
17

Atelier

Am zweiten Morgen am höxterschen Weserufer lacht uns die Sonne ins Gesicht. Keine Spur von den gestern Abend angekündigten Regenwolken. Keine Spur von Sturm und Gewitter. So gegen halb zehn machen wir uns noch einmal auf die Socken in Richtung Innen-/Altstadt. Schwimmen mit im Getümmel von Sehleuten und echten Käufern. Bummeln noch einmal durch die Fußgängerzone. Einmal rauf und einmal runter. Kehren beim Italiener von gestern ein.

Ich lobe den Servierer aus dem Süden Europas in höchsten Tönen. Für seine Freundlichkeit, für seine Professionalität und für sein ausgezeichnetes Eis, das er uns gestern auf den Tisch stellte. Eis soll es heute allerdings nicht sein. Statt dessen gibt's Cappucino. Der steht wenige Minuten später vor uns. Ein Viertelstunde später verabschieden wir uns. Mit Handschlag. Noch einmal an den Schaufenstern entlang, Rossmann einen Besuch abgestattet, dann geht's gemächlichen Schrittes zurück zum Troll.

Auf dem Weg zum Platz wollen wir das Ticket verlängern. Um einen Tag für sieben Euro. Geht allerdings nicht. Der eiserne Kassierer ist defekt. ,,Legen Sie Ihre Parkkarte aus" steht auf dem Display. Das ist natürlich Quatsch. Auf einer Parkkarte lässt sich bestenfalls die Zahl der Stunden errechnen, die wir parken. Für einen Tag. Mehr nicht. Und wir wollen über Nacht bleiben.

Aber in Höxter gibt's nichts zum Nulltarif. Von gestern wissen wir, dass der Platzwart am Abend zur Kontrolle kommt und zum Kassieren für diejenigen, die den Automaten nicht beachtet haben.

Die Mittags- und frühen Nachmittagsstunden verbringen wir mit ,,in uns hineinhorchen". Ingrid im Troll, ich draußen mit Blick zur Weser. Aus dem wird über längere Zeit allerdings ein Blick nach innen, auch wenn ich dort nichts Aufregendes entdecken kann. Aufregend ist aber am fortgeschrittenen Nachmittag die dunkelblaue Wand am Himmel, die langsam aber sicher aus Süden erst über die Berge, dann über die Stadt und anschließend weserabwärts auch über den Stellplatz zieht. Mit kräftigen Böen und einem Schauer, der zumindest minutenlang an eine Sintflut erinnert.

Den Rest des Tages wird's nichts mehr mit draußen sitzen, mit Gemütlichkeit an einem warmen Sommerabend. Es dauert lange, sehr lange, bis sich die Schlechtwetterfront endlich verzogen hat. Wie schön, dass sich gestern Abend die Voraussage im Fernsehen zumindest im Auftauchen der blauschwarzen Wolken in der Zeit vertan hat. Sonst wäre aus dem zweiten Stadtbummel wirklich nichts geworden. Erst am späten Abend hört es auf, auf die Dachfenster zu trommeln. Es wird eine ruhige Nacht.

Bodenwerder Am nächsten Morgen klettern wir gegen halb acht aus den Betten. Blauer Himmel und Sonnenschein ist angesagt. Dazwischen weiße Schönwetterwolken. Gegen neun starte ich durch. Dann geht's über die Fürstenberger Straße Richtung Holzminden, Bevern, Eschershausen nach Bodenwerder. Alles in allem knapp vierzig Kilometer. Wir wollen die idyllische Heimat des „Lügenbaron Münchhausen" besuchen, jahrhundertealte Fachwerkhäuser samt Resten der alten Stadtmauer und Festungstürmen und das Münchhausen-Museum. Da kaum Verkehr ist, schnurrt der Troll flott voran. Ich hoffe von den 25 Plätzen noch einen zu erhaschen. Schließlich ist Wochenende und da ist außer den Rentnern auch die arbeitende Bevölkerung unterwegs. . . . und staune, als ich auf dem Gelände unweit der Weser ankomme. Knapp die Hälfte der Stellflächen sind belegt. Ich kann mir eine aussuchen, die mir zusagt . . . und auf der Fernsehempfang möglich ist.

Kaum aufgestellt und das Ticket für sechs Euro gelöst – durch meinen Behindertensausweis spare ich nicht nur meine Kurtaxe, sondern auch einen Euro für Ingrid als Begleitperson – sind wir schon unterwegs. Wollen den Ort besichtigen, in dem Hieronymus Carl Friedrich Freiherr von Münchhausen am 11. Mai 1720 geboren wurde und in dem er am 22. Februar 1797 starb. Sein Geburtshaus – das heutige Rathaus – wurde 1603 erbaut und ist seit 1936 in Besitz der Münchhausenstadt Bodenwerder. Im Rathauspark erinnern zwei Bronze-Skulpturen an die abenteuerlichen Geschichten des berühmten Mannes. Vor Jahren waren wir schon einmal hier. Mitten im Winter. Bei Regen und Schneetreiben. Damals war es saukalt und echt nichts los. Die meisten Gaststätten und Museen hatten geschlossen. Heute ist das Thermometer im Wohlfühlbereich. Die Restaurants haben geöffnet. Sitzgruppen in der Fußgängerzone laden zum Verweilen ein.

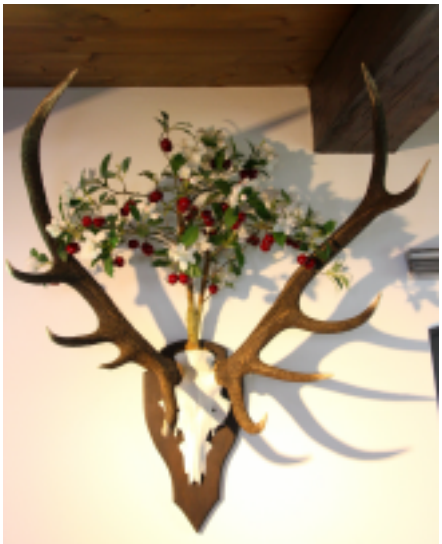
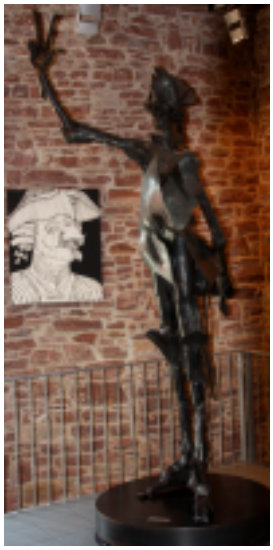
Wir bummeln ein Stückchen an der Weser entlang. Beobachten Ausflugsschiffe, die (überwiegend) fortgeschrittene Jahrgänge - mit und ohne Trolley – ein Stückchen Seefahrt erleben lassen. Vorbei am alten Fährhaus und Zollhaus. An dieser Stelle wurde die Weser bis 1883 im Wechsel von Brücken, Schiffsbrücken und Fähren überquert. 1883 wurde weseraufwärts die erste steinerne Straßenbrücke errichtet. Seitdem wird das Fährhaus nur noch als Wohnhaus genutzt. Wir spazieren durch enge Straßen mit mal mehr, mal weniger gepflegten Fachwerkhäusern und stellen fest, dass es auch hier etliche Ladenleerstände in bester Geschäftslage gibt. Nach geraumer Weile passieren wir das Geburtshaus des Lügenbarons. Von ihm stammt der Satz: „Wenn du eine erlogene Geschichte oft genug erzählst, glaubst du sie am Ende selbst." Sicher ist, dass Hieronymus Carl Friedrich Freiherr von Münchhausen in seinem Leben sehr viel erlebt hat und außerdem ein brillanter Geschichtenerzähler war. Dass man ihm seine „Stories", sein geistiges Eigentum, geklaut hat und anonym von einem seiner Zuhörer ohne sein Wissen in England publiziert wurde, davon später.

Wir werfen einen Blick auf das „Heerlager" des Mittelaltermarkts, der am Nachmittag starten soll. Nähertreten und die historisch nachempfundenen Gestalten in Augenschein nehmen geht leider nicht, weil das Gelände noch mit einem Flatterband abgesperrt ist. Vorbei an einer von

etlichen Münchhausenfiguren „stürmen“ wir das Münchhausenmuseum neben dem ehemaligerm Gutshof und heutigem Rathaus in der um 1300 erbauten „Schulenburg“. In dem auch Hunde willkommen sind. So darf Calle einen spannenden Vortrag über den Namensgeber der Münchhausenstadt mit anhören. Darf sich von der Kanonenkugel, auf der der Baron durch die Lüfte ritt, bis hin zum Hirsch mit dem Kirschbaum zwischen den Geweihstangen alles ansehen, was in den unglaublichen Geschichten vorkommt. Das Münchhausenbuch machte ihn unsterblich. Das Museum hat zur Zeit 1150 verschiedene Ausgaben in 47 Sprachen im Bestand. Leider hatte der Adlige davon keinen finanziellen Vorteil, weil es zur Zeit der Drucklegung noch kein Gesetz über das Urheberrecht gab. Unser Stadtbummel führt uns anschließend zurück zum Troll. Doch zuvor kehren wir in der Fußgängerzone beim Italiener ein. Spendieren uns einen Schwarzwaldbecher (mit Sahne). Mit Blick auf die Stadtkirche St. Nicolai lässt es sich gut aushalten. Wegen des ständige wiederkehrenden Hochwassers wurde im 19. Jahrhundert mit der Erhöhung des Straßenniveaus auch der Fußboden der Kirche um mehr als einen Meter höher gelegt. Von unserem Sitz im Schatten können wir auf das Piggehaus neben der Kirche sehen. 1654 erbaut war es zunächst Pastorenhaus, später eine Buchdrukkerei.

Mitten in der Fußgängerzone steht im gleißenden Sonnenlicht der große Münchhausenbrunnen. Er wurde 1994 von Bonifatius Stirnberg aus Aachen gefertigt und zeigt die drei bekanntesten Münchhausengeschichten: das Pferd am Kirchturm, den Entenflug und den Ritt auf der Kanonenkugel. Vorbei am Festungsturm am Mühlentor geht’s zurück zum Platz. Er sicherte seit dem 13. Jahrhundert eine Brücke über den Weserarm und den einzigen Zugang auf die Weserinsel in die Stadt. Der Weserarm, der um die Altstadt führte, wurde 1948 zugeschüttet.

Den Rest des Nachmittags strecken wir die Beine im Schatten unter der Markise aus. Kühlen uns mit einem „Heißgetränk“ (Tee) ab und lassen alle fünfe grade sein. Und weil die Sonne unsere Batterien wieder randvoll geladen hat, gibt’s am Abend Fernsehen samt Wetterbericht und „Sommerprogramm“. Will heißen: Die xte Wiederholung eines

alten Spielfilms und irgendeine Rateschau, die nun wirklich niemanden mehr vom Hocker reißt. Wir entscheiden uns am Ende fürs Erste. ,,Klops braucht der Mensch“ mit Dieter Hallervorden. Ein echter Weichspüler und dazu schlecht gemacht. Noch schlechter das ,,Radebrechen“ von Hallervorden, der hier einen alten polnischen Juden spielt, der dem Holocaust entronnen die Nachkriegsjahre in Deutschland erlebt. Für die Zeit hätte ich besser am Laptop die Geschichte unserer Fahrt weitergeschrieben, hätte die Fotos gesichtet und bearbeitet. Hätte. Geht aber nicht, weil wir seit Tagen auf Stromanschluss verzichten. Die Sonne lädt unsere Batterien. Die körpereigenen und die Bordbatterien. Mein Akku im Laptop kriegt davon leider nichts ab. Dort steht mir noch eine knappe halbe Stunde ,,Arbeitszeit“ zur Verfügung.

Zur Geschichte von Bodenwerder: In der Nähe des Klosters Kemnade entstand nach 960 n. Chr. auf einer Weserinsel gegenüber der Lennemündung eine Marktsiedlung mit Namen Insula (Werder, im ursprünglichen Sinne einer Insel in einem Fluss). Im Jahr 1245 kaufte Ritter Heinrich II. von Homburg vom Kloster Corvey die Siedlung und gab ihr am 29. Januar 1287 die Stadtrechte. Erste Erwähnung von „consules“ erfolgte 1284. 1289 existierte bereits eine Brücke über die Weser, die eine Verbindung zwischen den damaligen Hauptverkehrswegen, zwischen Hameln-Paderborn und Einbeck-Frankfurt am Main herstellte. Um 1340 entstand durch grundherrlichen Akt eines der Homburger Bodonen eine Anlage mit Mauern und Türmen, daher die Ableitung zum heutigen Stadtnamen aus „Bodonis insula“, „Insel des Bodo“: „Bodenwerder“. Nach dem Aussterben der Homburger 1409 gehörte die Stadt zum Herzogtum Braunschweig-Lüneburg, 1521 endgültig nach der Hildesheimer Stiftsfehde zum Fürstentum Calenberg unter Erich I.
Statius von Münchhausen (1555–1633), ein Sohn des zu großem Reichtum gekommenen Feldobristen und Söldnerführers Hilmar von Münchhausen (1512–1573), ließ das Herrenhaus erbauen. Er bewohnte jedoch vorwiegend die von ihm ebenfalls gebauten Schlösser Bevern und Leitzkau. Einen Bodenwerder ähnlichen Amtssitz erbaute er in Bolzum. Einer seiner Nachfahren war Karl Friedrich Hieronymus von Münchhausen, Offizier in russischen Diensten, der sich 1750 auf sein Gut in Bodenwerder zurückzog und dort Freunden seine

phantasievoll ausgeschmückten Jagd- und Soldatenabenteuer erzählte, die gegen seinen ausdrücklichen Willen von fremden Autoren, vor allem von Gottfried August Bürger, als Lügengeschichten erweitert und veröffentlicht wurden. Von 1810 bis 1813 gehörte die Stadt mit dem Kanton Bodenwerder zum Distrikt Rinteln zum Königreich Westphalen. 1935 erwarb die Stadt das Herrenhaus des 1797 verstorbenen Barons Münchhausen und nutzt es bis heute als Rathaus. Sie integrierte ein zu besichtigendes Erinnerungszimmer an den berühmtesten Sohn der Stadt.

Baron von Münchhausen

Seit 2013 trägt Bodenwerder den amtlichen Titel „Münchhausenstadt“. Doch wer war der Adlige, der in der ganzen Welt durch seine fantastischen Geschichten bekannt wurde. Geschichten, die ihn unsterblich machten. So unsterblich wie z. B. Dr. Eisenbarth in Hann. Münden. Hieronymus Carl Friedrich Freiherr von Münchhausen wurde am 11. Mai 1720 geboren. Der Freiherr v. Münchhausen lebte als Gutsherr 47 Jahre in Bodenwerder. Bei Wikipedia lese ich: Der unter der Bezeichnung Lügenbaron berühmt gewordene Geschichtenerzähler gehört zur sogenannten schwarzen Linie des Adelsgeschlechts der Münchhausen.

Hieronymus war eines von acht Kindern. Sein Vater war Oberstleutnant der Kavallerie, Georg Otto von Münchhausen (1682–1724), Gutsherr auf Rinteln und Bodenwerder, dieser wiederum ein

Ururenkel des Söldnerführers Hilmar von Münchhausen. Der Vater starb, als Hieronymus vier Jahre alt war; seine Mutter, Sibylle Wilhelmine von Reden aus Hastenbeck (1689–1741), hat ihn aufgezogen.
Adligem Brauch folgend, ging Hieronymus im Alter von 13 Jahren an den braunschweigischen Hof nach Wolfenbüttel. 1737 wurde er Page von Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, dem künftigen Gemahl der Anna Leopoldowna, einer Nichte und designierten Nachfolgerin von Zarin Anna von Russland. Anton Ulrich sollte sich in der russischen Aristokratie bewähren, weilte bereits in Sankt Petersburg und diente im Militär. Münchhausen reiste im Dezember 1737 nach Russland, wo er im Februar 1738 ankam. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er noch im selben Monat seinem Herrn in den Russisch-Österreichischen Türkenkrieg (1736–1739) gefolgt. Einige der ihm zugeschriebenen Lügengeschichten beruhen auf diesen kriegerischen Auseinandersetzungen.
Die Geschichte vom berühmten „Ritt auf der Kanonenkugel“ hat wahrscheinlich die Belagerung der osmanischen Krim-Festung Otschakow durch den russischen Oberbefehlshaber von Münnich als Hintergrund. 1739 wurde Münchhausen von der Zarin Anna Iwanowna zum Fähnrich der russischen „Braunschweig-Kürassiere“ ernannt, dessen Regimentschef Anton Ulrich war. Die Kürassiere lagen in Riga in Garnison und nahmen wohl mit Münchhausen am Russisch-Schwedischen Krieg (1741–1743) teil. 1740 wurde Münchhausen zum Leutnant befördert. Seine Karriere versprach unter seinem Patron glänzend zu verlaufen, denn im selben Jahr wurde – nach dem Tode der Zarin Anna – der soeben erst geborene Sohn Anton Ulrichs als Iwan VI. zum Zaren von Russland ernannt. Doch endeten alle Hoffnungen der Welfen und ihrer Entourage jäh durch einen gewaltsamen Thronwechsel, als Annas Cousine Elisabeth, Tochter Peters des Großen, 1741 den einjährigen Iwan stürzte und ihn und seine Familie für viele Jahre in Gefangenschaft nahm.
Münchhausens Leben wurde von Anton Ulrichs Schicksal überschattet. Zwar überstand er den Umsturz heil – vermutlich, weil er zu

dieser Zeit in Finnland kämpfte –, aber seine gerade begonnene Karriere war dahin: Die weitere Beförderung zum Rittmeister ließ ein ganzes Jahrzehnt – bis 1750 – auf sich warten. Die Garnisonstadt Riga wurde in diesen Jahren hauptsächlich sein Aufenthaltsort. Diese Rigaer Jahre beeinflussten wohl seine Fähigkeiten als Erzähler, denn in den deutsch-baltischen adligen Freundeskreisen wurde gerne ausgiebig und phantasievoll erzählt.

Von seinem Freund, dem baltischen Landadligen Georg Gustav von Dunten, wurde er wiederholt auf dessen Landgut nahe dem damals livländischen, heute lettischen Ort Ruthern (Dunte) eingeladen, wo beide der Entenjagd nachgingen. In einer Schenke der Stadt soll sich Münchhausen erstmals als Geschichtenerzähler betätigt haben. Auf von Duntens Landgut lernte der Baron auch dessen Tochter Jacobine von Dunten kennen, die er dann am 2. Februar 1744 in der Kirche des nahegelegenen Dorfes Pernigel (Liepupe) heiratete.

1750 nahm Münchhausen seinen Abschied, kehrte nach Deutschland zurück und verlebte mit seiner Frau kinderlos weitere 40 Jahre auf dem ererbten Gut in Bodenwerder. Er führte das Leben eines Landedelmannes, der sein Gut bestellt, geselligen Verkehr mit seinen Gutsnachbarn pflegt und dessen liebster Zeitvertrieb die Jagd war. Im Freundeskreis begann sein Erzähltalent allmählich berühmt zu werden. Gäste kamen nach Bodenwerder, auch von weit her, um seine fabelhaften Geschichten zu hören, darunter möglicherweise auch der Kasseler Museumsdirektor Rudolf Erich Raspe.

Nach dem Tod seiner Frau 1790 warb der alte Münchhausen um sein Patenkind, die erst 17-jährige Tochter des Majors von Brunn aus Polle. Am 12. Januar 1794 ehelichte er die 20-jährige Bernhardine Brunsig von Brunn. Schon kurz nach der Hochzeit kam es zu Zerwürfnissen. Wegen ehelicher Untreue reichte der 73-jährige Baron die Scheidung ein. In einem drei Jahre lang andauernden und aufsehenerregenden, ruinösen Scheidungsprozess endete die Ehe. Ein Münchhausenbuch, das auf dem Richtertisch landete, sollte ihn als unglaubwürdig erscheinen lassen, als ,,Lügenbaron“. Der Baron verlor durch die Prozesslänge fast sein ganzes Vermögen. 1794 musste er daher das Gut Bodenwerder formell an seinen Neffen Wilhelm abtreten. Der Scheidungsprozess war noch nicht beendet, als Münchhausen am 22. Februar 1797 starb und in der Klosterkirche Kemnade beigesetzt wurde. Eine Steinplatte erinnert heute an den berühmten Baron.

Ein gelegentlicher Gast in Bodenwerder, der Universalgelehrte und Kustos Rudolf Erich Raspe, stahl – um Schulden zu begleichen – 1774 Münzen aus den landgräflichen Sammlungen in Kassel. Der Diebstahl wurde entdeckt, Raspe floh nach England. Um Geld zu

beschaffen, veröffentlichte er 1785 in London eine Reihe von Anekdoten und Reiseabenteuern unter Münchhausens Namen, nachdem bereits 1761 Graf Lynar und 1781 ein anonymer Autor erste Münchhausiaden publiziert hatten. Raspes Buch wurde ein ungeheurer Erfolg und zog vier stets erweiterte Neuauflagen nach sich. 1786 wurden diese Geschichten von Gottfried August Bürger ins Deutsche übersetzt und dabei nochmals um viele Abenteuergeschichten angereichert. Diese Publikationen machten Hieronymus von Münchhausen zwar weltberühmt, brachten ihm jedoch den Ruf als „Lügenbaron“ ein und gaben ihn – in seinen Augen – der Lächerlichkeit preis. Der Ärger darüber vergällte ihm, neben dem späten Eheabenteuer und dem nachfolgenden Ruin, den Rest seiner Jahre.

Anlässlich seines 200. Todestages, stiftete die Stadt Bodenwerder im Jahre 1997 den „Münchhausen-Preis“. Er wird alljährlich im Mai im Rahmen eines Stadtfestes an Personen verliehen, deren darstellerisches Talent oder literarisches Werk dem historischen Vorbild ebenbürtig sind.

Am nächsten Morgen Wetter wie gehabt: Sommer, Sonne, Sonntagswetter. Heute soll es heimwärts gehen. Was heißt soll, muss es heimwärts gehen. In den nächsten Tagen stehen Termine ins Haus. Beim Hausarzt, beim Pneumologen, also beim Spezialisten für Lungen-

krankheiten, beim Orthopäden. Dass es wieder einmal heiß wird, muss ich ja nicht besonders erwähnen. Das haben wir ja nun seit Tagen. Ich lasse nach gemütlichem Frühstück den Troll rollen. Will an der Weser entlang Richtung Heimat. Diese Strecke habe ich vor gut 60 Jahren mit dem Fahrrad (ohne Gangschaltung) samt Zelt abgeritten. Damals war ich begeistert. Auch in den folgenden Jahrzehnten bin ich auf der Heimreise vom Verwandtenbesuch in Hessen immer wieder einmal zwar nicht auf aber nahe am Weserradweg gen Bremen gedüst.

Das will ich auch heute. Geht aber nicht. Die Bodenwerder haben sich gegen mich verschworen. Haben ihre Baufirmen überredet, alle Umleitungsschilder aus ihren Beständen, aus ihren Vorratsschuppen und -scheunen zu aktivieren und auf die Straßen zu stellen. Ich kann machen was ich will, ich stoße auf sie. Sperrschilder versperren mir die Weiterfahrt, Umleitungsschilder leiten mich um. Egal in welche Straße ich ausweiche.

Ich versuch's in Bodenwerder nach Norden, nach Süden, nach Westen . . . und komme nicht auf die B 83 Richtung Hameln. Eine halbe Stunde vergeht. Mir steigt der Puls, im Wagen und draußen steigt das Thermometer. Ich halte an. Ingrid interviewt eine Passantin: „Hier ist alles dicht. Egal wohin Sie fahren." Letzter Versuch: Richtung Osten. Zurück über die Weserbrücke und auf der anderen Seite des Flusses nach Norden. Das gelingt mir tatsächlich. Danach geht's über viele Kilometer Umweg Richtung Hameln, Rinteln, Nienburg und Verden in den Kreis Osterholz. Und weil wir konsequent auf Bundesstraßen bleiben, gibt's auch keinen Stau, obwohl an diesem Sommersonnensonntag recht viele Ausflügler unterwegs sind. Leicht abgeschlafft aber ohne Knitterstellen an Trolls Außenhaut erreichen wir am frühen Nachmittag den Heimathafen in Steden.